

Der Bund will an unsere Daten.
Das diene der Sicherheit, dabei
gefährdet es unsere Freiheit.

DER GROSSE LAUSCHANGRIFF



ANZEIGE



BILDUNGSZENTRUM kvBL
Reinach, Muttenz, Liestal.

**Weiterbildung, die zum Ziel
führt.**

Das volle Programm auf: bildungszentrumkvbl.ch

Ihre Weiterbildung
heisst ab August

Avanti
KV Weiterbildungen



GREENPEACE

greenpeace.ch/wald



WAS WIRKLICH ZÄHLT, MERKT MAN ERST, WENN ES NICHT MEHR DA IST.

Palmölproduzenten und Papierkonzerne roden jährlich tausende Quadratkilometer des indonesischen Regenwaldes. Dadurch verlieren die letzten 400 in freier Wildbahn lebenden Sumatra-Tiger ihren Lebensraum.

UNTERSTÜTZEN SIE UNS MIT EINER SMS SPENDE:

Bsp. CHF 20.-: «GP WALD 20» an 488 senden

CHF 1.- bis CHF 99.- möglich – Ihre Telefonnummer wird nicht weiter verwendet.



INHALT

3

Hans «PM» Widmer

FOTO: H.-J. WALTER



Urban, kleinräumig und selbstverwaltet: Der Kulturautor erklärt im Interview, wie wir modern wohnen und die Herausforderungen der Verdichtung meistern können.

Seite
26

Soziologie

FOTO: H.-J. WALTER



Das Quiz zur Emeritierung: Kennen Sie Ueli Mäders knackigste Zitate?

Seite
14

Kino



«Julieta» ist typisch Almodóvar, aber was macht seine Filme typisch?

Seite
37

Nick Broadhurst
Bestattungen
Kulturflash
Kultwerk
Zeitmaschine
Wochenendlich
Kreuzworträtsel
Impressum

S. 4
S. 36
S. 41
S. 43
S. 44
S. 45
S. 46
S. 46

Historisches Museum

Wie konnte Direktorin Jungblut ein solches Defizit hinterlassen? Wer hat nicht hingeschaut? Und wie geht es nun weiter? Kulturchef Philippe Bischof nimmt Stellung.

Seite
40



Christian Degen
Chefredaktor

Jeder ist verdächtig

Das Böse ist überall. Jeder ist verdächtig. Nur so ist zu erklären, dass National- und Ständerat im März ein Gesetz verabschiedeten, das die flächendeckende Aufzeichnung von Telefongesprächen ermöglichen soll. Ein Gesetz, das Internetanbieter verpflichtet, alle Datenströme der letzten sechs Monate auf Vorrat aufzubewahren. Das die Behörden ermächtigt, über Trojaner Privatcomputer auszuspionieren.

Das Gesetz heisst abgekürzt ganz harmlos Büpfi. Man könnte sich im Volksmund sogar Büpfi vorstellen. Ausformuliert heisst Büpfi «Bundesgesetz betreffend die Überwachung des Post- und Fernmeldeverkehrs» – und verliert damit einiges an Charme. Das Gesetz regelt etwa, wann wer unsere Telefonate und Briefe abhören und lesen darf. Und nun wurde dieses Büpfi der modernen Welt mit Internet angepasst. Das ist gewiss richtig. Aber zwischen den Zeilen steht darin vor allem eines: dass das Parlament offenbar der gesamten Bevölkerung misstraut.

Die Bürger müssen folglich präventiv und umfassend überwacht werden. Natürlich nur, wenn Verdacht besteht, «dass über das Internet eine Straftat begangen worden ist», müssen die «Fernmeldedienste» aufgezeichnete Daten herausgeben. Dann beginnt das Scannen nach gefährlichen Worten. Solche können aber auch in Briefen stehen oder im Privaten gesagt werden. Da klafft noch eine Überwachungslücke.

Wir sollten also die Post anweisen, präventiv alle Briefe zu öffnen und digital zu verarbeiten. Und unbescholtene Bürger motivieren, gefährliche Äusserungen im Bekanntenkreis zu notieren – mit Angabe von Namen, Adresse, persönlichen Verbindungen und Reisen in böse Länder. Ein solcher Angriff auf unsere Privatsphäre war im letzten Jahrhundert ein Riesenskandal. Und heute wollen wir diese Privatsphäre freiwillig und per Gesetz aufgeben. Nein danke.

tageswoche.ch/+hsnfh

×

Nick Broadhurst

von Olivier Joliat

Mit der Sonne Neuseelands im Gemüt, einer Schweizer Liebe im Herzen und seiner Gitarre im Koffer verliess Nick Broadhurst vor zwölf Jahren seine Heimat, um in Basel erstaunlich melancholische Lieder zu spielen.

Weiterlesen, S. 6



Die Macht der Überwacher

Er will sich am Fluss treffen. Dem «River Rhein» haben Nick Broadhurst und die Static Frames auf dem neuen Album einen Song gewidmet. Jetzt trinkt er da in der Abendsonne sein Feierabendbier nach einem Tag voll mit Gitarrenschülern. «So fühlt sich Heimat an!», sagt er genüsslich.

Heimat? Aufgewachsen in Auckland sollten doch eher Salzwasser und Sand zwischen den Zehen solche Gefühle wecken. Doch nach zwölf Jahren ist für den 35-Jährigen hier genauso daheim. Dank des kulturellen Mix im Kleinbasel fühlte er sich bald als Teil des Ganzen. «Und hier kann jeder von der Wohnung ans Wasser spazieren, während die Stadtstrände Aucklands den Millionären gehören.»

Ein Betrug, der sich lohnte

Um so richtig in Basel anzukommen, machte er anfangs bewusst einen Bogen um die Pubs. Bis er Deutsch lernte, dauerte es trotzdem lange. «Ich fühl mich bis heute schuldig und faul, treffe ich auf jemanden, der nicht Englisch spricht. In der Musikszene mag halt jeder Englisch sprechen und auch sonst wirst du von allen geschont. Thank God habe ich noch ein paar Freunde, die nur Deutsch mit mir sprechen!»

Ihm ist aufgefallen, dass man am Rheinbord seit einiger Zeit immer mehr Englisch hört. Als er vor vier Jahren im Pub seine All Blacks im Rugby-WM-Final schauen ging, staunte er aber doch, wie gross die Kiwi-Community geworden ist. «Zum Glück», sagt er, «viele Schweizer hätte ich kaum gefunden, die unseren Sieg sonntagsmorgens um 9 Uhr gebührend gefeiert hätten.»

Beim Feiern sieht Broadhurst durchaus Unterschiede zwischen den beiden Landtypen. Andere Stereotype trafen jedoch nicht auf alle zu: «Wenn du zu den Englisch sprechenden Expats gehörst, denken die Schweizer, du hast Geld.» Beim studierten Jazz-Gitarristen war es allerdings nicht ein lukrativer Job bei einem Pharmariesen, der ihn vom weit entfernten Wellington nach Basel gelockt hatte. Es war die Liebe.

Seine heutige Frau lernte er im Ausgang in Wellington kennen, sie bereiste damals mit einer Freundin Neuseeland. Weil sie verriet, dass sie nach Auckland weiter woll-



Nick Broadhurst sitzt stets der Schalk im Nacken. Nur dann nicht, wenn er spielt.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

ten, behauptete er kurzerhand, dort müsse er auch gerade hin. Und schon begann für sie ein gemeinsamer Roadtrip. «Ich weiss bis heute nicht, ob es gut oder schlecht war, die Beziehung mit einem kleinen Betrug zu starten», sagt Broadhurst heute.

Jedenfalls wurde mehr daraus: Hochzeit vor vier Jahren, und seit vier Monaten sind die beiden Eltern. «Als Nächstes ziehen wir nach Arlesheim», scherzt er, den Bünzli im Hinterkopf. «Weil ich meinen Gitarrenlehrerlohn weiter in die Musik stecke, reicht es aber nicht fürs Einfamilienhaus.»

Vom Kopf zum Bauch

Broadhurst sitzt der Schalk im Nacken, wenn er redet. Kaum etwas, das ihm keinen Lacher wert ist. Seine Musik ist anders; ruhig und fragil. Und sie hat einen Hang zu

traurig-schönen Melodien. «Viele Freunde überrascht das, wenn sie zum ersten Mal an ein Konzert kommen.» Er schreibe einfach lieber in Moll als in Dur. «Aber es könnte schlimmer sein: Stell dir vor, ich würde noch immer Jazz spielen!»

Das komplexe Spiel scheint Broadhurst immer weniger zu reizen. Mit dem ersten Basler Trio Aphid spielte er noch äusserst progressiven Rock. Auf dem neuen Album von Static Frames dagegen wirkt es so, als würde der fein arrangierte Indierock mehr dem Bauch als dem Kopf entspringen.

Statt alles aus der Gitarre zu kitzeln, sei es ihm diesmal mehr um den Gesang gegangen. Das hat auch mit Jennifer Jans zu tun. Die umtriebige Musikerin und Veranstalterin hat das Grundtrio seit dem letzten Album zunächst bei Konzerten ergänzt.

Jetzt auch im Studio. Die neuen Songs präsentieren sie in Basel erstmals am Donnerstag. Wobei die dann gar nicht so neu sind. «Das Album haben wir bereits Anfang letztes Jahr aufgenommen.» Der Release habe sich aber verzögert: die Babypause.

Gleich alle drei Musiker des Grundtrios wurden dieses Jahr Vater – eine fast schon unheimlich gut austarierte Bandchemie! Doch wie fruchtbar sind Vaterfreuden für eine Band mit Hang zur Schwere? «Ich schreibe meine Texte nicht nur aus dem realen Leben. Musik ist für mich oft eine Flucht aus dem Alltag – das brauche ich als Vater in Zukunft wohl noch mehr.»

tageswoche.ch/+m9x49

×

Static Frames & Mantoccliff, Do, 26. Mai, 21 Uhr, Kaserne Basel.

A large satellite dish antenna is the central focus, mounted on a metal structure and pointing towards the sky. It is situated on a mountain peak, with a dense forest of evergreen trees in the foreground and a snow-covered slope below. In the background, a range of mountains is visible under a clear blue sky, with a faint rainbow arching across the scene. The overall atmosphere is one of surveillance and technology in a natural setting.

Überwachung

Polizei und Staatsschutz wollen immer weiter in unsere Privatsphäre eindringen. Die Ermittler sollen überall mithören und mitlesen dürfen. Doch nun regt sich der Widerstand.

DIE MACHT DER ÜBERWACHER



Hacker Hernani Marques über das neue Büpf, Staatstrojaner, Privatsphäre und die Querfinanzierung der Mafia.

«Das Internet wird zu einer kriminellen Zone gemacht»

von Felix Michel

Früher habe man den Chaos Computer Club (CCC) belächelt, sagt Hernani Marques. Heute sei die Hackerorganisation eine gefragte Anlaufstelle, wenn es ums Thema Überwachung geht. In einer breiten Allianz, von der Jungen SVP bis zur Juso, setzt sich der CCC an der Seite des Wirtschaftsverbands Swico für ein Referendum gegen das neue Überwachungsgesetz (Büpf) ein.

Herr Marques, ich habe versucht Ihr Facebook-Profil zu finden, vergeblich. Haben Sie keinen Account?

Früher hatte ich ein Facebook-Profil mit Fantasieangaben. Ich habe es gelöscht, als der Konzern an die Börse gegangen ist und bekannt wurde, dass jedes Profil im Schnitt über 100 Dollar wert ist.

Warum war das ein Problem für Sie?

Ich dachte, jetzt reicht es. Details über das Privatleben und über Nutzungsgewohnheiten sind ein Wirtschaftsgut und viel Geld wert. Bei Facebook sind diese Daten in der Hand einer Organisation. Wenn diese Firma Konkurs geht, sind die Daten einfach weg. Menschen, die Facebook das ganze Leben anvertrauen, oder Firmen, die ihre Kommunikation mit Kunden über die Plattform abwickeln, stehen dann plötzlich mit abgesägten Hosen da. Man macht sich dadurch extrem abhängig von einem Unternehmen. Für mich ist das nicht der richtige Ansatz, um im Netz zu kommunizieren.

Kommunizieren also über drei Millionen Schweizerinnen und Schweizer über die falsche Plattform?

Das hängt davon ab, ob sie ihre Kommunikation hauptsächlich auf Facebook führen und ob sie auch intime oder firmen-

interne Daten preisgeben. Falls sie das alles tun, dann fächern sie sich mit Facebook selbst oder gefährden ihre Kunden und machen sich damit angreif- und erpressbar.

Ist das den meisten einfach egal?

Manche sind sich sicherlich bewusst, dass alles, was auf Facebook oder auf anderen Social-Media-Plattformen gepostet oder gelikt wird, früher oder später sowie so an die Öffentlichkeit gelangt. Die meisten Nutzer haben dieses Bewusstsein aber nicht, dass hier jemand mitlesen könnte.

«Wer hauptsächlich auf Facebook kommuniziert, lagert dort persönliche Daten und fichert sich damit selbst.»

Sie sammeln aktiv Unterschriften für das Referendum gegen das neue Überwachungsgesetz (Büpf). Wieso?

Das Büpf wird als notwendiges Übel angepriesen, um die Sicherheit aller zu erhöhen. Dabei wird das elektronische Kommunikationsverhalten der gesamten Bevölkerung zentral gesammelt. Mit sogenannten Imsi-Catchern können Personenkontrollen aufgrund des mitgeführten Handys unbemerkt durchgeführt oder Gespräche ohne Unterstützung der Mobilfunkanbieter überwacht werden. Staatstrojaner können Mobilgeräte und Computer in Wanzen verwandeln und ermöglichen dem Staat Einblick in intime Lebenswelten.

Im Zusammenhang mit dem Büpf kann man argumentieren: Wer sich

schon auf Facebook überwachen lässt, der stört sich bestimmt nicht daran, wenn der Staat auch mitliest.

Diese Argumentation ist sehr gefährlich und falsch. Man muss hier klar unterscheiden. Es gibt Plattformen, auf denen man sich freiwillig beteiligen und kommunizieren kann. Hier geht es nicht nur um Facebook, das kann auch ein staatliches Portal sein, wo man über die Sanierung einer Strasse diskutieren und abstimmen kann. Die staatliche Überwachung auf Grundlage des Büpf hat damit nichts zu tun und muss separat diskutiert werden. Diese Überwachung erfolgt zwangsweise, ohne Wahl durch den Einzelnen und ohne Kontrolle des Volkes.

Sehen Sie beim Staat also die grössere Gefahr als bei privaten Konzernen?

Das kann man gar nicht so klar trennen. Edward Snowden war nicht beim Staat angestellt, sondern bei einem Vertragspartner des NSA-Geheimdienstes. Der Staat verfügt gar nicht über die nötige IT-Kompetenz und ist deshalb auf die Zusammenarbeit mit der Privatwirtschaft angewiesen. Zudem gibt es oft eine personelle Überschneidung und finanzielle Verflechtungen.

Welche Zusammenarbeit gibt es in der Schweiz?

Zum Beispiel den Staatstrojaner, den die Kantonspolizei Zürich bei der Firma Hacking Team in Mailand eingekauft hat. Hacking Team wiederum hat das nötige Wissen über Sicherheitslücken in Computersystemen auf dem osteuropäischen Mafia-Markt bezogen. Hier findet im Grunde eine Querfinanzierung der organisierten Kriminalität mittels Steuergeldern statt.

Eine krasse Anschuldigung. Gibt es dafür Beweise?

Das ist keine Anschuldigung; es ist schlicht der übliche Weg, um an Staatstrojaner zu gelangen und diese perfide einzuschleusen. Wenn man sein System regelmässig updatet, gibt es eigentlich keine bekannten, öffentlichen Sicherheitslücken. Hersteller von Betriebssystemen wie Apple, Microsoft oder Google wollen ihren Ruf wahren und schliessen deshalb stets alle Sicherheitslücken. Hacker, beispielsweise vom Chaos Computer Club (CCC), die sich an ethische Richtlinien halten, weisen die Hersteller auf Sicherheitsprobleme hin und veröffentlichen eine Sicherheitslücke erst, wenn diese geschlossen ist. Wenn sich jemand aber vor allem für Geld interessiert, dann bietet er das Wissen über Sicherheitslücken auf dem digitalen Schwarzmarkt an.

Das neue Büpf schafft für den Einsatz von Staatstrojanern eine gesetzliche Grundlage. Was wären die Folgen?

Die Folge ist, dass der Staat dann nicht für IT-Sicherheit sorgt, sondern die Möglichkeiten für potenzielle Angreifer erhöht. Indem der Staat das Wissen um Sicherheitslücken geheim hält, lässt er Beamte, Bürger und Unternehmer im Regen stehen. Dabei sollte die Aufgabe des Staates sein, uns alle vor Gefahren zu schützen.

Heute werden Staatstrojaner und Imsi-Catcher ohne Gesetzesgrundlage



Hacker Hernani Marques: «Wir registrieren ja auch nicht, wer mit wem wie lange im Garten redet.»

FOTO: FLURIN BERTSCHINGER

eingesetzt. Da macht es doch Sinn mit der Büpf-Revision Regeln zu schaffen?

Aus rechtlicher Sicht wäre es sicher sinnvoller, wenn der Einsatz solcher Abhörtechniken klar geregelt wird. Das Volk kann zu diesen Massnahmen natürlich auch Ja sagen. Es ist aber davon auszugehen, dass diese dann häufiger zum Einsatz kommen.

Bundesrätin Sommaruga betont, dass mit den Massnahmen im revidierten Büpf nur schwere Straftaten, organisierte Kriminalität und Terrorismus aufgedeckt und verfolgt werden sollen.

Das Problem ist, dass mit den Massnahmen wie etwa der Erweiterung der Vorratsdatenspeicherung die Bevölkerung unter Generalverdacht gestellt wird. Ein solches Vorgehen ist überhaupt nicht verhältnismässig. Wir registrieren ja auch nicht, wer mit wem im Garten, zu welcher Zeit und wie lange ein Gespräch führt.

Warum werden verdächtige Personen nicht gezielt überwacht?

Man geht einfach davon aus, dass man die Nadel schon findet, wenn man den Heuhaufen immer grösser macht. Bisher müssen Internetprovider und Telefonanbieter speichern, wer mit wem und wann kommuniziert. Das sind bereits schon viele Daten. In Zukunft geht es darum, dass auch andere Dienstleister wie E-Mail-Provider oder Chat-Dienste Vorratsdaten speichern.

«Würden Sie mir den PIN-Code für Ihre Bankkarte geben?»

Ich habe nichts zu verbergen und sehe darin kein Problem.

Das glauben Sie vielleicht, aber würden Sie mir den PIN-Code für ihre Bankkarte geben? Ausserdem sind Sie Journalist: Nehmen wir an, Sie recherchieren für einen investigativen Artikel über den Nachrichtendienst und beziehen Informationen

von vertraulichen Quellen. Mit der Revision des Büpf wird der Schutz dieser Quellen aufgehoben.

Warum sollte der Quellenschutz vollständig ausgehebelt werden?

Für dieses Interview haben wir uns per E-Mail verabredet. Nach geltendem Büpf erfährt der Staat nur, wer wem eine E-Mail geschrieben hat, wenn die E-Mail-Adresse von einem Provider wie Bluewin oder Sunrise stammt. Nach der Revision sind alle E-Mail-Betreiber, die ihre Daten in der Schweiz speichern, betroffen.

Auch das wäre bei unserem Mail-Verkehr kein Problem gewesen, denn die TagesWoche arbeitet mit Gmail.

Das stimmt nur auf den ersten Blick. Gmail wäre nicht betroffen, da die Daten nicht in der Schweiz gespeichert werden. Der Vereinsserver des CCC Schweiz steht aber in der Schweiz und der Bund könnte neu selbst Vereine zur Überwachung zwingen. Damit sollen sich Freunde oder

weiter auf Seite 11 ►

Hernani Marques (*1984) ist in Zürich geboren und aufgewachsen. Er hat Computerlinguistik an der Uni Zürich studiert und ist Vorstandsmitglied des Chaos Computer Clubs Zürich. Er arbeitet beim Projekt «Pretty Easy Privacy» mit, das sichere Kommunikation vereinfachen will und beteiligt sich an der Kampagne gegen das neue Büpf.

Das neue Überwachungsgesetz (Büpf) stösst auf Widerstände. Ein Komitee unterschiedlicher Gruppen hat das Referendum ergriffen. Warum und wozu? Das müssen Sie zum Büpf wissen.

Darf es etwas mehr Schnüffelei sein?

von Jeremias Schulthess

Einst war Überwachung ein reines Nischenthema. Nun holen sie SP, Grüne und auch die Jungfreisinnigen und die Junge SVP auf die grosse Politbühne. Ein Komitee, dem neben den erwähnten Parteien auch Organisationen wie der Wirtschaftsverband für die digitale Schweiz Swico und die seit der Abstimmung über die Durchsetzungsinitiative bekannte Operation Libero angehören, sammelt noch bis Juli Unterschriften gegen das «Bundesgesetz betreffend die Überwachung des Post- und Fernmeldeverkehrs» (Büpf).

Die Büpf-Gegner kritisieren insbesondere die «massive Ausweitung» und die «unverhältnismässige» Überwachung sämtlicher Einwohnerinnen und Einwohner der Schweiz. Der Einsatz von Spionagesoftware halten die Büpf-Gegner für «gefährlich» und «masslos».

Was ist dran an der Kritik?

1. Wozu braucht es überhaupt ein neues Gesetz?

Die Art der Kommunikation ändert sich, deshalb brauche es auch ein neues Gesetz zur Überwachung, sagen Bundesrat, Staatsanwälte und die Mehrheit des Parlaments.

Das Überwachungsgesetz (Büpf) wurde 2000 neu geschaffen und 2012 zuletzt angepasst. Einige Passagen zur Überwachung wurden 2011 in die neue Strafprozessordnung eingefügt.

Gegner und Befürworter der Vorlage sind sich grösstenteils einig: Das Gesetz muss den neuen Technologien gerecht werden. Sie streiten darüber, wie weit die Überwachung gehen soll.

2. Was überwachen die Behörden bereits heute?

Behörden können heute bereits Handydaten bei Telekom-Providern einfordern: Angaben wann, wo, mit wem und wie lange eine Person telefoniert hat. Das sind die Randdaten – auch Metadaten oder Vorratsdaten genannt. Die Staatsanwaltschaft kann auch eine Liste anfordern, die alle Personen auflistet, deren Handys bei einem bestimmten Mast zu einer bestimmten Zeit eingeloggt waren.

Mit dem neuen Büpf müssten auch Firmen wie Ricardo Randdaten ihrer Nutzer speichern.

Diese Daten müssen Swisscom und Co. herausgeben, wenn das Zwangsmassnahmengericht dies vorher genehmigte – ausser es handelt sich um Gefahr im Verzug. Das ist der Fall, wenn beispielsweise eine suizidgefährdete Person gesucht wird. Die Behörden können die gefährdete Person per Handyortung suchen, auch wenn keine gerichtliche Genehmigung vorliegt.

Polizei, Strafermittler und Geheimdienst setzen auch Überwachungstechnologien ein, die Personen in Echtzeit überwachen. So können sie etwa Telefone und Handys abhören, sofern ein Gericht das erlaubt. Mithilfe von Imsi-Catchern kann die Staatsanwaltschaft auch gezielt nach Handys suchen (Erklärung siehe Punkt 5) oder eine Software auf Computer einschleusen, um weitere Daten zu erhalten. Welche dieser Geräte erlaubt sind und welche nicht, steht heute nicht explizit im Gesetz.

3. Was ist mit dem neuen Büpf erlaubt?

Was bisher ohne klare Grundlagen praktiziert wurde, soll mit dem neuen Büpf konkretisiert und ausgeweitet werden. Zum Beispiel der Einsatz von Imsi-Catchern und Staatstrojanern. Aber auch, wie die Telekom-Provider die Vorratsdaten speichern müssen. Sie müssen alle Daten neu in einem einheitlichen Programm speichern und können gebüsst werden, wenn sie die Daten nicht richtig erfassen.

Heute sind es etwa 50 Provider, die die Randdaten speichern. Mit dem neuen Büpf sollen es über 200 werden, weil auch Anbieter «abgeleiteter Kommunikationsdienste» betroffen sind. Das können E-Mail-Provider mit Sitz in der Schweiz sein oder Chat-Dienste wie «Threema», bis hin zu Firmen wie «Ricardo», welche über Chatfunktionen verfügen.

Die Randdaten werden von den Providern wie bisher sechs Monate gespeichert. Neben den Vorratsdaten regelt das Büpf den Umgang mit Imsi-Catchern und Staatstrojanern.

4. Wozu sind Vorratsdaten gut?

Die Büpf-Gegner sagen: Vorratsdaten taugen nichts. Polizisten und Staatsanwälte behaupten: Vorratsdaten sind eine grosse Hilfe, um Verbrechen aufzudecken. Die Positionen lassen sich kaum überprüfen, weil es keine Studien dazu gibt, die das eine oder andere belegen.

In der Regel werden die Randdaten heute erst dann beigezogen, wenn bereits ein Verdacht besteht. Die Strafverfolger können die Daten anschliessend als zusätzliche Beweise oder Indizien verwenden. Gerade bei Drogenkriminalität und Kin-

derpornografie sei das wichtig, so die Befürworter der Vorlage.

Der EU-Gerichtshof hingegen gibt den Büpfer-Gegnern recht. Er entschied 2014, dass die Vorratsdatenspeicherung «einen besonders schwerwiegenden Eingriff in die Grundrechte» darstellt, weil damit alle Bürgerinnen und Bürger überwacht werden – unabhängig davon, ob ein Tatverdacht besteht oder nicht.

Die Büpfer-Kritiker finden zudem, die Vorratsdaten dürften nicht im Ausland gespeichert werden, was heute zum Beispiel bei der Firma «Salt» der Fall ist. Zum Speicherort steht nichts im neuen Büpfer.

5. Wie funktioniert denn so ein Imsi-Catcher?

Der Imsi-Catcher ist ein Gerät, das sich als Handyantenne ausgibt und Daten über Handynutzer abfängt. Welche Daten die Ermittlungsbehörden damit abrufen können, ist unklar. Fest steht: Sie sehen, wer sich am Einsatzort befindet und können diese Person in Echtzeit überwachen.

Die Staatsanwaltschaft Basel-Stadt setzte unlängst einen Imsi-Catcher ein. Wie häufig solche Geräte verwendet werden, ist ebenfalls unklar.

Die Digitale Gesellschaft Schweiz fordert, auf den Einsatz von Imsi-Catchern ganz zu verzichten oder zumindest alle erfassten Personen nachträglich zu informieren. Das sieht das neue Gesetz nicht vor.

6. Was ist ein Staatstrojaner?

Wenn jemand über Anbieter wie Viber oder Whatsapp telefoniert, haben die Ermittler heute keine Möglichkeit, diese Person zu überwachen. Deshalb, so die Büpfer-Befürworter, brauchen die Ermittler eine spezielle Software, die auch diese Kommunikation abfängt: Government Software, auch Staatstrojaner genannt.

Der Staatstrojaner kann – nur mit gerichtlicher Genehmigung – auf einem Smartphone oder Computer installiert werden, ohne dass es der Nutzer merkt. Das Programm zeichnet dann unter anderem die Internetkommunikation auf.

Das Problem dabei ist, dass die Software wohl noch viel mehr kann als das. So sollen bestimmte Trojaner die Funktion «Upload Childporn» beinhalten. Damit könnten falsche Beweise platziert werden, um eine Person zu belasten.

Büpfer-Kritiker wollen den Einsatz von Staatstrojanern verhindern – auch, weil die Software gezielt Sicherheitslücken sucht und damit die Internetsicherheit quasi staatlich untergräbt (siehe Interview S. 8).

Die Digitale Gesellschaft forderte, den Einsatz von Trojanern zumindest auf bestimmte Straftaten zu beschränken. Darauf ging das Parlament nicht ein.

tageswoche.ch/+ofcwh

×



Datensammeln fürs Vaterland: Parabol-Antennen in Leuk VS.

FOTO: KEYSTONE

► Arbeitskollegen gegenseitig überwachen, was Misstrauen sät. Sind hingegen beide Mail-Anbieter – wie etwa Gmail und Gmx – im Ausland, spielt das Büpfer auch in Zukunft keine Rolle.

Wo ist dann das Problem?

Kleine Schweizer Anbieter wie Email.ch oder Kolab wären davon betroffen. Diese Anbieter müssen durch das Speichern von Vorratsdaten unnötig Geld in ihre IT-Infrastruktur investieren. Aus diesem Grund schadet die Revision auch der Schweizer Wirtschaft.

Muss man die Überwachungstechnologie nicht ans 21. Jahrhundert anpassen?

Mit der geplanten Büpfer-Revision wird ein digitaler Totalitarismus eingeführt. Das Internet wird zu einer kriminellen Zone gemacht, wo jeder Schritt überwachtungswürdig scheint. In der analogen Welt hingegen bleibt alles beim Alten. Dort wäre der Widerstand viel zu gross und es wäre auch zu kostspielig.

«Schon heute ist es am sichersten, wenn man einen Brief schreibt.»

Wäre also nach der Revision die briefliche Kommunikation abhörsicherer als der digitale Weg?

Im Grunde ja. Schon heute ist es am sichersten, wenn man einen Brief schreibt. Denn nicht eingeschriebene Briefe unterstehen nicht der Vorratsdatenspeicherung, da die Adressdaten nicht systematisch erfasst werden. Auch der Absender muss nicht auf dem Brief stehen. So bleibt die ganze Kommunikation schön privat.

Gibt es in der digitalen Welt denn überhaupt noch eine Privatsphäre?

Es muss sie auch im digitalen Raum geben, denn die Privatsphäre ist ein Grundrecht. Bei Social-Media-Plattformen müssen wir als Gesellschaft das Bewusstsein dafür schaffen, was diese permanente, aber freiwillige Öffentlichkeit bedeutet. Dass man vielleicht erst nach zehn Jahren merkt, dass eine Äusserung auf Facebook unangemessen oder für die berufliche Karriere hinderlich war. Was hingegen die staatliche Überwachung betrifft, müssen wir uns politisch wehren und zudem auf technische Massnahmen wie Verschlüsselung zurückgreifen, um unsere Privatsphäre und Sicherheit wahren zu können.

Verschlüsselung klingt jetzt sehr kompliziert.

Die technischen Hürden dürfen natürlich nicht so hoch sein. Zusammen mit Aktivisten aus dem Umfeld des CCC Schweiz arbeite ich an einer Software, die textbasierte Kommunikation im Internet anonymisiert und verschlüsselt. Eine abhörsichere Kommunikation soll ein Kinderspiel sein, deswegen heisst das Projekt auch: «Pretty Easy Privacy».

tageswoche.ch/+rnpfi

×

Facebook hortet massenhaft Daten über seine Nutzer. Das kümmert die meisten kaum. Doch was passiert, wenn man seine Freunde privat ein bisschen überwacht?

Liebe Facebook-Freunde: Ich habe euch ausspioniert

Wissen, wer am Wochenende gefeiert hat: Das braucht nur ein bisschen Recherche auf Facebook.



von Felix Michel

Ich weiss, wie lange Ihr letztes Wochenende geschlafen habt. Ich weiss, wer von euch bis tief in die Nacht gefeiert hat. Und ich weiss das nicht, weil Euer Facebook-Status am Sonntag «Krassester Hangover ever» lautete. Nein, ich weiss das, weil ich eine Woche lang aufgezeichnet habe, wann Ihr online wart und wann nicht.

Ich habe Euch nicht gehackt. In Euren Computer oder Euer Smartphone musste ich mich nicht einklinken, so etwas kann ich gar nicht. Eure Gewohnheiten kombiniert mit rudimentärer Technik haben ausgereicht: Abends ins Bett gehen, das Licht löschen und als letzte Handlung vor dem Einschlafen: Facebook checken. Morgens aufstehen, einen Kaffee machen und gleichzeitig: Facebook checken.

Wenn man diese Daten über mehrere Tage hinweg sammelt, ergeben sich interessante Muster. Und plötzlich weiss man, ob der Facebook-Freund am Wochenende gefeiert hat, noch bevor man ihn dann am Montag danach fragt.

FOTOS: GETTYIMAGES



Aber wie ging das jetzt genau? Der Facebook-Messenger hat es mir verraten. Das Chat-Programm von Facebook sammelt akribisch Daten über Euch, registriert, wann Ihr zuletzt online wart. Den Messenger selbst müsst Ihr dabei gar nicht benutzen, es reicht, wenn Ihr mal kurz die Facebook-App aufmacht, einmal hoch und runter scrollt und schon gibt es einen Eintrag unter «lastActiveTimes». Diese Daten sind im Seitenquelltext des Messengers für jeden einsehbar, der einen Rechtsklick beherrscht.

Wütende Fragen am Arbeitsplatz

Diese Daten kann natürlich kein Mensch entziffern, aber hier hilft das Internet: ein Blogpost über das Tracken der Online-Aktivität von Facebook-Freunden, mit Anleitung und der dazugehörigen Software. Und schwups sind die Abhörwanzen in Euren Smartphones und damit in den Zimmern, Wohnungen, Trams und auch auf allen Strassen, Plätzen und in jedem Park auch für mich aktiv.

«Hey, aber was soll das überhaupt? Werden jetzt einfach mal alle Mitarbeiter überwacht?» Die empörten Fragen eines Arbeitskollegen habe ich noch im Ohr. Er reagierte verständnislos auf das Mini-Überwachungsprojekt. So lange Google Daten sammelt, ist es egal. Und auch wenn Facebook auf seinen Servern Daten im Umfang von mehr als 1200 gedruckten A4-Seiten pro Person lagert (Stand 2011, also noch in einer Prä-Mobile-Ära), stört uns das nicht. Wer ist Facebook überhaupt? Wer ist Google? Das sind doch einfach riesige Unternehmen in den USA, die sich doch bestimmt nicht für mich, JA, für MICH, interessieren.

Wir sind gläserne Menschen geworden. Und sollten uns nichts vormachen, sondern lieber der Welt häufiger etwas vormachen.

Aber wenn plötzlich ein Freund (ein Facebook-Freund um genau zu sein) weiss, wann man ins Bett geht, dann nervt das. Und zwar so richtig doll.

Gut, das verstehe ich natürlich. Es war auch nicht böse gemeint. Mir gehts eigentlich um mehr als Voyeurismus.

In der digitalen Welt hinterlassen wir ständig Spuren. Zum Teil sind wir uns dessen bewusst und gucken uns etwa beim Arbeitsplatz keine einschlägigen Seiten an, zum Teil merken wir es gar nicht. Mit der Omnipräsenz von Smartphones hören die Spuren häufig nicht mehr an der Eingangstür oder im Wohnzimmer auf, sondern verteilen sich überall hin, auch bis ins Schlaf-

zimmer. Dort liegen wir dann, nackt und ausgeliefert, und merken gar nicht, dass der Nachbar (ein Facebook-Freund) mit grossen Stielaugen in die Wohnung starrt.

Es geht nicht um Überwachungsparanoia. Das Jahr 1984 ist Geschichte und Überwachung keine Paranoia mehr, sondern Realität. Wir müssen uns dieser Realität bewusst sein und auch entsprechend bewusst handeln. Facebook wird diese Möglichkeit, Nutzerdaten auf so einfache Weise abzugreifen, bestimmt bald unterbinden. Doch der Konzern selbst wird weiterhin über die Daten verfügen, diese analysieren und Werbeangebote entsprechend gestalten.

Wir sind gläserne Menschen geworden. Und wir sollten uns nichts vormachen, sondern lieber der Welt wieder häufiger etwas vormachen. So hat auch ein Kollege auf die Spionage-Attacke reagiert. Nachdem er davon erfahren hatte, hat er nicht mehr gleich am Morgen früh sein Facebook-Konto gecheckt, sondern absichtlich einige Stunden zugewartet, um die Daten zu verfälschen. Für die Spionage ist das verheerend, für den gläsernen Menschen ein erlösender Verhüllungsstrick.

Liebe Freunde, was ich Euch mit meinem kleinen Experiment zeigen wollte: Überwachung und der verantwortungsvolle Umgang mit Daten sind Themen, die uns alle angehen. Aber nach wie vor viel zu wenig beachtet werden. Wir sollten schleunigst dazulernen.

tageswoche.ch/+u2277

x

ANZEIGE



INFOANLASS
WERKSTATTHAUS
26. MAI 2016
19 – 21 Uhr
in der Aktienmühle
Gärtnerstrasse 46
Basel

DAS WERKSTATTHAUS
AKTIENMÜHLE –
EIN ARBEITSORT FÜR
HANDWERKERINNEN UND
HANDWERKER

ab Sommer 2016

Besichtigungsmöglichkeiten, Pläne, Preise, ein Bewerbungsformular und weitere Informationen finden Sie unter:
www.aktienmuehle.ch

Mit Ueli Mäder tritt ein Professor ab, der die Dinge auf den Punkt bringen konnte. Erraten Sie, welche Zitate von ihm sind?

Mäder, Marx oder Bichsel? Ein Denkspiel zum Abschied

von Jara Petersen

Ueli Mäder, die Basler Soziologiekoryphäe, wird emeritiert. Die letzte Vorlesung hielt Mäder am 18. Mai. Mit seiner Pensionierung geht nicht nur ein höchst engagierter Professor, es endet auch eine Ära. Eine Ära, in der Professoren richtige Figu-

ren waren. Politische Haltungen hatten, in ihren Einordnungen dezidiert waren.

Ein Beispiel: «Zu differenzieren in einer Gesellschaft, in der alles simplifiziert wird, hat schon fast etwas Subversives.» Mäder kommt also aus einer Ära, in der nicht PowerPoint-Folien Hauptakteure einer Vorlesung waren, sondern die Gedanken des Professors. Grund genug, Ueli Mäder

noch einmal zu Wort kommen zu lassen – und zwar gleich in einem Denkspiel. Was sind Mäders Erkenntnisse und welche Sätze verdanken wir anderen klugen Köpfen.

tageswoche.ch/+sutzw ×

1) Was hat Mäder über Geld gesagt?

- a) «Das Geld, das Geld und nochmals das Geld zählt.»
- b) «Das ist das Problem am Kein-Geld-Haben. Es ist nicht nur peinlich, es ist auch wahnsinnig unpraktisch.»
- c) «Das Geld ist nicht eine Sache sondern ein gesellschaftliches Verhältnis.»

2) Kommunikation ist alles, Ueli Mäder?

- a) «Es ist schon gut, wenn wir möglichst einfach und beispielhaft kommunizieren, aber es gibt ganz viele Menschen auf der Welt, die ansprechbar sind, wenn etwas differenziert daherkommt.»
- b) «Wir müssen immer wieder das Gespräch mit unserem Nächsten suchen. Das Gespräch ist die einzige Brücke zwischen den Menschen.»
- c) «Worte verbinden nur, wo unsere Wellenlängen längst übereinstimmen.»

3) Die Gemeinschaft – grosses Thema für Soziologen

- a) «Man ist nicht bloss ein einzelner Mensch, man gehört einem Ganzen an.»
- b) «Wenn wir auf die Welt kommen, realisieren wir, dass andere schon da sind. Das kann fast eine narzisstische Verletzung sein, verleiht uns aber auch eine soziale Orientierung.»
- c) «Was zählt, ist das, was die Menschen miteinander gemeinsam haben, nicht das, was sie voneinander unterscheidet.»

4) Mag Mäder die Schweiz?

- a) «Auch mir fällt es schwer, einen möglichen Untergang der Schweiz nicht als Weltuntergang zu sehen. Nur die Vernunft macht mich darauf aufmerksam, dass die Welt grösser ist.»
- b) «Die Struktur der Schweizer Führungsschicht ist granithart und seit Napoleons Zeiten unverändert. Die sitzen auf dem Gotthard und erteilen der Welt Lektionen in Demokratie – eine unglaubliche Selbstzufriedenheit.»

- c) «Die Schweiz ist in vielerlei Beziehung ein Erfolgsmodell, zu dem wir Sorge tragen müssen.»

5) Man kann übers Denken auch sprechen. Und Mäder sprach...?

- a) «Denken isoliert den Menschen. Der Gedanke gehört dem Denker allein. Das ist auch wohl die Ursache, warum Denker und Erfinder stets unbeliebt und verfolgt waren. Denken ist zentrifugal.»
- b) «Denken ist entdecken und nicht nur reproduzieren, was schon im Hinterkopf ist.»

- c) «Cogito ergo sum.»

6) Was meint Mäder zur Armut?

- a) «Eine Gesellschaft, die es vorzieht, Milliarden Dollar für einen Flug zum Mars auszugeben, statt Hunger und Armut in der Welt zu bekämpfen, hat eine Wahl getroffen.»
- b) «Geld ist besser als Armut – wenn auch nur aus finanziellen Gründen.»



Ist ers? Ist ers nicht? Hinter welchen Aussagen steckt Ueli Mäder?

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

- c) «Arm ist, wer zu wenig Geld, Anerkennung und Perspektive hat.»

8) Mensch, Moderne – und Mäder?

er ist sehr wenig. Seine Gefühle, seine Denkvorgänge sind zurückgebildet wie untrainierte Muskeln.»

7) La mamma...

- a) «Ich besuche meine Mutter jeden Samstag und bringe ihr eine Rose und ein Buch.»
- b) «Meine Mutter ist ein wandelndes Wunder.»
- c) «Meine Mutter hatte einen Haufen Ärger mit mir, aber ich glaube, sie hat es genossen.»
- a) «Heute sind selbst die meisten religiösen Menschen so von der wissenschaftlichen Denkweise angesteckt, dass sie sich nicht nachzusehen trauen, was zuinnerst in ihrem Herzen ist.»
- b) «Viele Menschen merken jetzt, dass es in der erstrebten Coolness allzu cool geworden ist.»
- c) «Der moderne Mensch hat viele Dinge und gebraucht viele Gegenstände, aber

Auflösung

- 8 a) Robert Musil
c) Mark Twain
b) Leonardo DiCaprio
7 a) Ueli Mäder
c) Ueli Mäder
b) Woody Allen

- 6 a) Joseph Weizenbaum
c) René Descartes
b) Ueli Mäder
5 a) Herbert Newton
c) Ueli Mäder
b) Jean Ziegler
4 a) Peter Bichsel
c) Erich Fromm

- 3 a) Theodor Fontane
c) Max Frisch
b) Albert Camus
2 a) Ueli Mäder
c) Karl Marx
b) Martin Suter
1 a) Ueli Mäder

Auswertung

(pro richtige Antwort ein Punkt)

7–8 Punkte

Sie sind ein Ganz-und-gar-Ueli-Mäder-Typ. Fantastisch! Oder... Ertappt, Herr Mäder! Sollten Sie nicht so langsam ihre Schubladen an der Uni ausräumen?

5–6 Punkte

Sie sind ein Doktorand-bei-Ueli-Mäder-Typ. Chapeau! Es fehlt nur wenig bis zur totalen-Mäder-Brillanz.

3–4 Punkte

Sie sind ein Soziologie-Masterstudent-bei-Mäder-Typ. Da ging schon

einiges bei Ihnen. Sie kennen das Mädersche Argumentarium aus zahlreichen Vorlesungen.

0–2 Punkte

Sie sind ein Erstsemester-Typ. Schade. Jetzt haben Sie Ueli Mäder verpasst. Hätten Sie doch schon früher auf Soziologie gewechselt.

In Basel-Stadt leben knapp 12 000 Sozialhilfebezüger. S.A. ist einer davon. Der 46-Jährige hatte eine schicke Wohnung und eine eigene Firma – dann geriet sein Leben aus der Bahn.

«Auf einmal war ich nichts mehr wert»

S.A. war 430 Tage lang obdachlos. Seine Nächte verbrachte er oft im Wald (Symbolbild).



von Yen Duong

Wenn S.A. die Zahl 430 erwähnt, verspannt sich sein ganzes Gesicht. 430 Tage lebte er auf der Strasse, und das hat Spuren bei ihm hinterlassen. Noch immer wacht er nachts schweisssgebadet auf, wenn er davon träumt. «Ich war einsam in dieser Zeit», sagt er.

Wie nahe Aufstieg und Niedergang bei einander liegen, weiss der 46-Jährige nur zu gut. Es ist noch keine acht Jahre her, dass er ein «geregeltes» Leben geführt hatte und sich keine Gedanken über Geld machen musste: S.A. hatte eine schicke Wohnung mitten in der Innenstadt, fuhr ein teures Auto, hatte eine eigene Firma mit 35 Angestellten. «Ich führte ein gutes Leben. Ich war ein respektabler Bürger und hatte ein Geschäft mit namhaften Kunden.» Seine Auftraggeber waren unter anderem der Kanton und die Roche.

Dann kam der Bruch, und sein Leben geriet aus der Bahn. Weil seine Ex-Freundin ihn ungerechtfertigt anzeigte – unter

FOTO: REUTERS

anderem wegen Postraubs, Urkundenfälschung und acht weiteren Delikten –, nahm die Staatsanwaltschaft Ermittlungen gegen ihn auf. Die Konsequenzen in Kurzfassung: S.A. verlor die Lizenz für die Firma, seine Angestellten musste er entlassen, er machte Schulden in Millionenhöhe. Erzählt S.A. von dieser Zeit, macht sich Groll bei ihm breit. «Mir ist Unrecht widerfahren.»

Im Januar 2014 wurde die Wohnung von S.A. zwangsgeräumt. «Auf einmal war ich nichts mehr wert und wurde überall mit Verachtung gestraft. Ich war total am Anschlag – auch gesundheitlich.»

«Ich habe den Kontakt zu meiner Familie und zu meinen Freunden abgebrochen. Es war mir einfach nur peinlich.»

Von da an lebte S.A., heute einer der 11592 Sozialhilfebezüger im Kanton Basel-Stadt, auf der Strasse. Ohne Gepäck, um nicht aufzufallen und um nicht als Ausgestossener behandelt zu werden. Betteln kam für ihn nicht infrage. Seiner Familie erzählte er aus Scham nichts über sein Schicksal. «Ich habe den Kontakt zu ihnen und zu meinen Freunden abgebrochen. Es war mir einfach nur peinlich.»

Mundraub in Schrebergärten

Am Anfang hielt er sich in Hauseingängen am Spalenberg auf, weil er nicht wusste, wohin er gehen sollte. Mit der Zeit trieb es ihn in den Wald. «Im Winter habe ich mir zum Schlafen ein Loch in den Boden gegraben, es mit Plastiksäcken ausgelegt und mich mit Zeitungspapier zudeckt.» Nahrung fand er oft in Schrebergärten. Stets war er alleine unterwegs, weil er niemandem traute. Menschen ging er aus dem Weg. «Man distanziert sich automatisch von Leuten, wenn man selber merkt, wie sehr man müffelt. Denn es ist widerlich.»

Halt fand er in dieser Zeit einzig beim «Schwarzen Peter». Immer wieder sei er im Winter beim Verein für Gassenarbeit an der Elsässerstrasse aufgetaucht – psychisch und physisch am Ende. Der Verein habe ihn aufgebaut und ihm Essen gegeben.

«Die Menschen auf der Strasse sind loyal. Wenn man etwas hat, teilt man auch.»

Während S.A. beim Kaffee im Unternehmen Mitte von seiner Zeit auf der Strasse berichtet, grüsst er immer wieder Menschen, die vorbeilaufen. «Die kenne ich alle von der Strasse. Denen sieht man nicht an, dass sie obdachlos sind. Es gibt aber viele,

die kapituliert haben und viel Alkohol trinken oder Drogen nehmen.» Das sei für ihn nie infrage gekommen. Ein klarer Verstand sei ihm wichtig, sagt er.

Die Zeit auf der Strasse beschreibt S.A. als «hart», sie habe ihn aber sozialer gemacht. «Die Menschen auf der Strasse sind loyal. Wenn man etwas hat, teilt man auch.» Immer wieder versuchte S.A. während dieser Zeit, eine Wohnung zu finden. Über 1000 Absagen habe er bekommen. «Man sagte mir mehrmals, dass Gammeler unwillkommen seien. Es ist extrem irritierend, wie man als Sozialhilfebezüger behandelt wird.»

Stiftung half weiter

Im März 2015 war S.A. so verzweifelt, dass er für einmal seine Prinzipien über Bord warf: Er fragte bei einem ehemaligen Kunden von ihm – einer namhaften Stiftung in Basel – nach einer freien Wohnung. «Das Kundensegment war für mich immer tabu, da ich die Hoffnung hatte, irgendwann wieder für sie arbeiten zu können. Ich konnte aber nicht mehr anders.»

S.A. hatte Glück: Die Stiftung stellte ihm eine Wohnung für rund 900 Franken zur Verfügung. Seit April 2015 hat er wieder ein Dach über dem Kopf. Er sei sehr dankbar dafür – auch, weil er das Vertrauen in die Menschen schon verloren hatte.

Heute lebt S.A. von 1700 Franken Sozialhilfe. Zu wenig, um wieder ein geordnetes Leben führen zu können. Denn noch immer hat er Schulden offen, die er abzahlen muss. Kommt es hart, hat er im Monat nur 60 Franken zum Leben. «Oft bin ich mehrere Tage in meiner Wohnung und habe nichts zu essen. Aber ich habe wieder ein Dach über dem Kopf – und das Schlimmste hinter mir.»

tageswoche.ch/+y7qfe

×

ANZEIGE

Sa 21.05. 20:00 • Eintritt frei (Kollekte)
«In Transitu. Drei Bahnhofskonzerte» –
bâlcanto

So 22.05. 11:00 • gare des enfants
«Eine Prise Brise»
Treffpunkt: Gare du Nord mit eigenem Velo

So 22.05. 19:00
«The Pianessence Pool 2016» –
Petra Ronner / Thomas Peter

Mo 23.05. 20:00
«Dialog» – Mike Svoboda, Posaune

Do 26.05. 20:00
«Labyrinth» – Trio Flair

GARE DU NORD

www.garedunord.ch

Die Baselbieter Stimmbevölkerung entscheidet am 5. Juni darüber, wie die Schule von morgen aussehen soll.

Kampf um Sammelfächer



Muss der Baselbieter Lehrplan umgestellt

“

Seit Jahren blockiert der Landrat Jürg Wiedemann (Grün-Unabhängige) eine fortschrittliche Bildung im Baselbiet. Nun will er mit seinem Komitee verhindern, dass mit dem Lehrplan 21 Fächergruppen eingeführt werden.

Seine Initiative gegen «Sammelfächer» möchte einige willkürliche Einzelfächer im Gesetz festschreiben. Mit Annahme der Vorlage würde dem breit abgestützten Bildungsrat die Kompetenzen über die Stundentafel entzogen. Dabei hat das Volk erst 2011 die Kompetenzen des Bildungsrates in allen Belangen deutlich bestätigt.

Gerade Mädchen zeigen sich durch den Unterricht in Fächergruppen viel interessierter für die Naturwissenschaften.

Die Argumente des Wiedemann-Komitees sind irreführend. Mit der Einführung von Fächergruppen an der Sekundarstufe findet nämlich keinesfalls ein Bildungsabbau statt. In der heutigen globalisierten und komplexen Welt ist es je länger desto wichtiger, dass Kinder schon früh Zusam-



Miriam Locher, Baselbieter SP-Landrätin, wirbt für ein Nein.
tageswoche.ch/+ywcy

menhänge erkennen können und Strategien für vernetztes Denken entwickeln.

Gerade diese Lern- und Arbeitstechniken werden im interdisziplinären Unterricht gefördert. Das funktioniert: Im Baselbiet werden die Fächer Biologie und Chemie seit mehreren Jahren erfolgreich im Sammelfach «Bio-Chemie» unterrichtet. Hat sich jemals eine Lehrperson gegen das Fach Bio-Chemie gewehrt? Fächergruppen haben sogar eindeutig positive Auswirkungen, das zeigen diverse Studien, zum Beispiel in Bezug auf die Gleichstellung. Gerade Mädchen zeigen sich durch den Unterricht in Fächergruppen viel interessierter für die Naturwissenschaften.

Wir müssen einen Schritt nach vorne wagen und offen sein für neue Bildungsformen. Mit der Festschreibung einzelner Fächer im Gesetz werden die Schulen blockiert und verlieren an Flexibilität und

Planungssicherheit. Vieles ist nämlich bereits aufgegleist. Jetzt könnten Fächergruppen eingeführt werden, müssen aber nicht. Sie werden dort entstehen, wo sie aus schulorganisatorischer Sicht Sinn machen. Bleibt Baselland beim Unterricht in Einzelfächern, müsste der Kanton in Zukunft nicht nur eigene Lehrmittel erstellen, die Pädagogische Hochschule müsste ausserdem extra für Baselland Ausbildungsvarianten anbieten.

Dieser Schritt würde bedauerlicherweise auch dazu führen, dass Baselland zu einer abgeschotteten Bildungsinsel verkäme – und die entsprechenden Kosten tragen müsste. Der Bildungsrat hat bereits über die Fächergruppen entschieden. Belassen wir die Bildungsinhalte in diesem Fachgremium und machen wir sie nicht zum Spielball von politischen Einzelinteressen. Nein zum Bildungschaos am 5. Juni. x

”



werden? Befürworter wie Gegner der Reformen befürchten ein Bildungschaos.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

“

Die Einführung von Sammel-fächern führt zu einem Bildungsabbau. Denn ein Einzel-fach wie Geografie deckt ein riesiges Spektrum an Themen ab, die an den Sekundarschulen meist nur gestreift werden. Mit zwei Stunden pro Woche bieten die Geografie-Lehrer einen wichtigen Einblick in einige Teilgebiete ihres Fachs. Auch im Fach Geschichte stehen im heutigen Stundenplan zwei Wochenlektionen zur Verfügung, damit historische Ereignisse fundiert behandelt werden können. Für das Sammelfach «Räume, Zeiten, Gesellschaften», das künftig Geografie und Geschichte abdecken soll, sind wöchentlich insgesamt nur noch drei Lektionen vorgesehen. Damit ist die Vermittlung eines gleichwertigen Wissens nicht mehr möglich. Die Folge ist ein ungewünschter Bildungsabbau.

Wer davon ausgeht, dass vernetztes Denken nur mithilfe von vorgeschriebenen Fächerkombinationen zustande kommt, kennt die heutige Realität im Schulunterricht nicht. Die allermeisten Lehrpersonen unterrichten heute bereits vernetzt. Fächerübergreifende Blockwochen und Projektarbeiten sind Standard. Beteiligt sind dabei in der Regel mehrere Lehrpersonen, die alle in ihren Fächern über fundierte Kenntnisse verfügen und eine hohe Unterrichtsqualität sicherstellen. Sammelfä-



Saskia Olsson vom Komitee Starke Schule Baselland wirbt für ein Ja.
tageswoche.ch/+p7nnpb

cher sind weder sinnvoll, noch bringen sie einen Bildungsmehrwert. Sie führen einzig dazu, dass die Qualität des Unterrichts sinkt, wie das folgende Beispiel plausibel macht.

Sammelfächer bringen keinen Bildungsmehrwert, sie führen einzig dazu, dass die Qualität des Unterrichts sinkt.

An der Pädagogischen Hochschule (PH) sollen Sekundarlehrpersonen weiterhin in drei Unterrichtsfächern ausgebildet werden. Lässt sich eine Lehrperson in den Schulfächern Deutsch, Englisch und «Natur

und Technik» ausbilden, so sind das im Vergleich zu heute fünf Einzelfächer: Deutsch, Englisch, Biologie, Chemie und Physik. Der quantitative Anteil pro Fach wird im Vergleich zur Fachausbildung an der Universität markant reduziert: Statt nur in drei Fächern müssen sich die angehenden Lehrpersonen in fünf Fächern ausbilden lassen – und das in weniger Ausbildungszeit.

Die Einführung der Sammelfächer ist auch teuer. Der Einkauf von neuen Lehrmitteln und die kostspieligen Weiterbildungen der Lehrpersonen verschlingen enorme finanzielle Ressourcen, die der Steuerzahler berappen muss. Dabei gibt es auf dem Markt bereits zahlreiche ausgezeichnete Lehrmittel, die in den Einzelfächern eingesetzt werden können. Mit der Universität und der PH leisten wir uns zudem zwei Bildungsinstitute, welche die Sekundarlehrpersonen fachlich ausbilden. Bleiben wir bei Einzelfächern, könnte durch einen Verzicht auf die zusätzliche Fachausbildung an der PH ein Millionenbetrag eingespart werden. Der Universität, die bereits heute alle Einzelfächer anbietet, entstehen dadurch keine relevanten Mehrkosten.

Sammelfächer sind zum Scheitern verurteilt. Diese trotz des grossen Widerstands zahlreicher Lehrpersonen einführen zu wollen, wäre fatal, zumal auch der Kanton Aargau an den Sekundar- und Bezirksschulen bei Einzelfächern bleibt. x

”

Strafgericht

Harte Strafen für Foltermord

von Renato Beck

Das Basler Strafgericht hat nach langer Beratung seine Urteile im Tötungsfall im Basler Drogenmilieu gefällt. Auch die Urteilsbegründung fiel ungewöhnlich lang aus. Richterin Susanne Nese (SP) war sichtlich entsetzt über die Tat, die sich im Winter 2013 in einer Wohnung am St. Johannis-Ring abgespielt hat.

«Was einen schauern lässt», sagte Nese an die Adresse des Haupttäters gerichtet, «ist die totale Gefühlskälte. Die Entmenslichung, wie Sie Ihrem Opfer das Menschsein genommen haben. Sie haben Ünay* gefesselt, gequält und gebrandmarkt wie ein Stück Vieh. Als er tot war, haben Sie ihn wie ein Stück Vieh in eine Kiste verfrachtet, haben ihn aufgeschlitzt und verfaulen lassen. Sie sind innerlich und äusserlich komplett verworren.»

Eine detaillierte Rekonstruktion der Ereignisse hat die TagesWoche zum Prozessauftakt veröffentlicht. Jetzt wurde der 28-jährige Stefan* wegen Freiheitsberaubung und vorsätzlicher Tötung zu zehn Jahren Freiheitsstrafe verurteilt. Parallel dazu muss der seit seiner Jugend Schwerstabhängige eine ambulante Drogentherapie durchlaufen. Mittäter Fabrizio* wurde zu 8,25 Jahren Haft verurteilt, zusätzlich muss

er eine stationäre Therapie absolvieren. Bei ihm wurde eine dissoziative Persönlichkeitsstörung festgestellt. Die 56-jährige Mutter Stefans verurteilte das Gericht wegen Gehilfenschaft zu fünf Jahren Haft. Keinem der Täter attestierten die Richter eine verminderte Schuldfähigkeit. Sie blieben, ausser bei der Mutter, leicht unter den Forderungen der Staatsanwaltschaft.

Tod nach Überdosis

Alle drei hausten im Dezember 2013 in der Wohnung der Mutter. Dort verbrachten sie ihren Alltag, konsumierten und handelten mit Heroin und Kokain. Auch das Opfer Ünay hielt sich als Hilfskraft der Dealer-WG in der Wohnung auf. Nachdem Stefan Ünay des Diebstahls bezichtigt hatte, hielten sie den Heroinsüchtigen während Tagen fest, um ein Geständnis aus ihm herauszupressen. Als sich sein Gesundheitszustand verschlechterte, setzte ihm Stefan eine Spritze mit einer hohen Dosierung des Heroinersatzstoffes Diaphin. Sein Tod war die Folge einer Überdosis.

Die Polizei fand die Leiche erst Wochen später auf dem Balkon in einer Kiste, nachdem der Haupttäter einem Bekannten von den Ereignissen erzählt hatte. Stefan zeigte vor Gericht als einziger Täter Reue. Er wollte nun in der Haft eine Berufslehre in Angriff nehmen. Richterin Nese würdigte diese Ankündigung und schloss mit den Worten: «Sie haben noch eine Chance. Ünay haben Sie sie genommen.»

tageswoche.ch/+aokgl

* Alle Namen geändert.

Beiz der Woche

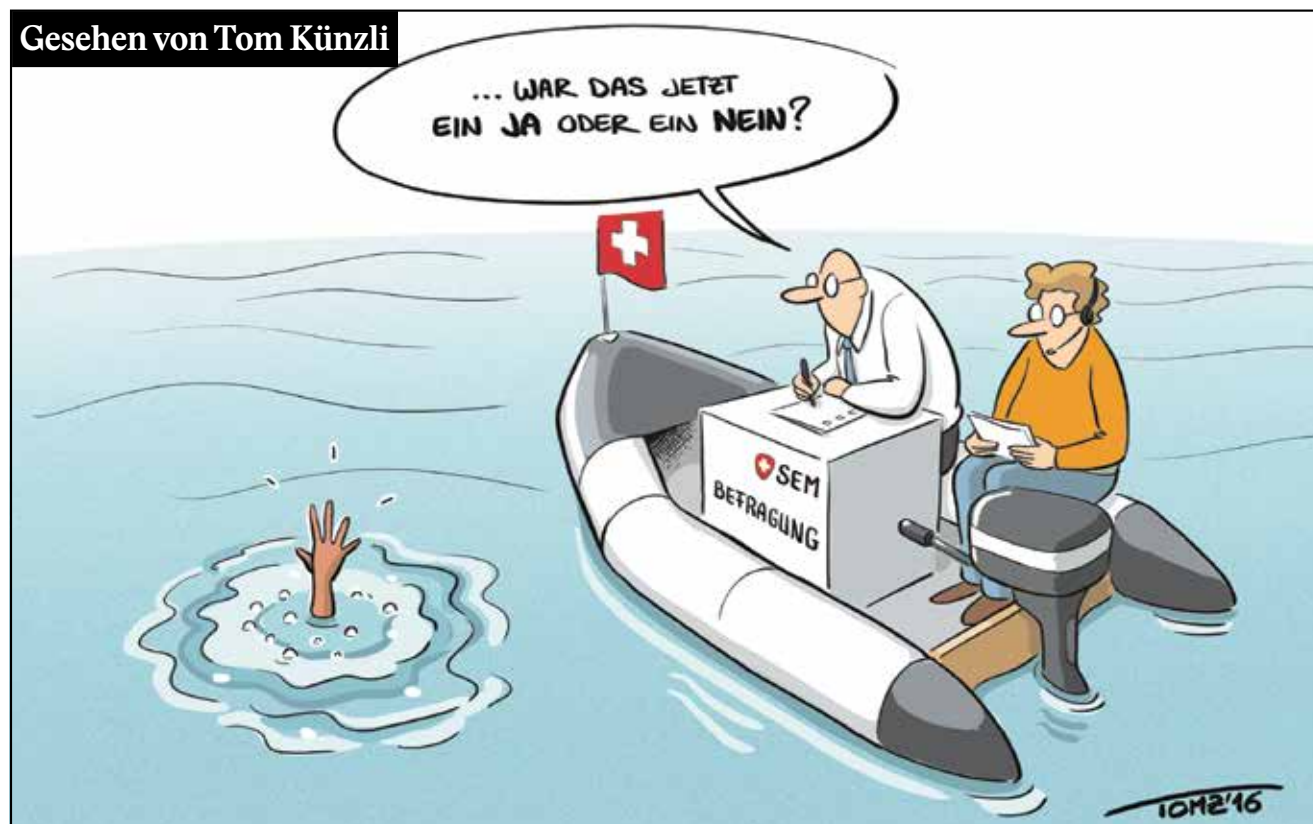


Adieu «Le Bienvenue»

von Yen Duong

Nach knapp acht Monaten ist das Restaurant «Le Bienvenue» an der Elsässerstrasse 17 bereits wieder Geschichte. Gesucht wird nun ein neuer Betreiber für das Lokal, in dem früher das «Rhyschänzli» sein Domizil hatte. Der Liegenschaftsbesitzer hat bereits einen neuen Interessenten: «Es kann sein, dass bereits in den nächsten Wochen ein neues Restaurant seine Türen öffnen wird.» Dass der Garten – nach Reklamationen eines Anwohners – nur bis 20 Uhr genutzt werden kann, macht das Geschäft für den künftigen Wirt allerdings nicht einfacher. tageswoche.ch/+p8v2j

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.

TagesWoche zieht um und feiert einen Leserrekord

von Christian Degen

Die TagesWoche steht vor einer grossen Veränderung: Am letzten Maiwochenende zügeln wir von der Gerbergasse 30 in die neuen Büros an der Spitalstrasse 18. Während die Bauarbeiter am neuen Ort noch Wände aufbauen und Kabel verlegen, füllen sich bei uns auf der Redaktion die Zügelkisten. Es ist Zeit, Liebgewonnenes zu verabschieden und Altlasten zu entsorgen.

Der Umzug ist der sichtbarste Schritt auf dem Weg, die TagesWoche vom Start-up zu einem «erwachsenen» Medienunternehmen zu entwickeln. Parallel zur Umbau- und Umzugsplanung wird auch unser Team gezielt verstärkt.

Mehr Frauen

Wir wollen insbesondere die Frauenquote bei der TagesWoche steigern und Frauen auch in Leitungsfunktionen einsetzen. Deshalb freut es mich, dass wir hier erste Erfolge vermelden können: Die bisherige Kulturjournalistin Karen Gerig wurde zur Stellvertretenden Chefredaktorin befördert, und mit der Juristin Sibylle Schürch konnten wir eine erfahrene Führungspersonlichkeit als rechte Hand der Geschäftsleitung ins Team holen.

Zudem kümmert sich ab August die Journalistin Andrea Fopp um den Bereich «Leben». Verstärkung erhält auch unser digitales Team: Ab Juni wird der Online-Spezialist Stefan Kempf für uns im Einsatz stehen.

Mehr Leser

Unabhängig vom Geschlechterverhältnis werden wir weiterhin unerschrocken, konstruktiv und fair über Ereignisse und Entwicklungen berichten, die wir relevant finden, diese analysieren und einordnen. Wir bleiben unabhängig und lassen uns die Inhalte von niemandem diktieren. Das kommt bei Ihnen offenbar an: Im April haben wir auf unserer Website 246 000 Besucher (sogenannte Unique Clients) gezählt. Das ist Rekord. Vielen Dank!

Ein Video von der Baustelle, die bald unser neues Büro ist, finden Sie online unter: tageswoche.ch/+ak3pv



Ausbau marsch! Ende 2017 soll der Dreier bis nach Saint-Louis fahren. FOTO: KEYSTONE

Verkehrsplanungen

Mehr Busse fürs Kleinbasel

von Dominique Spirgi

Wenn es mal losgeht, dann geht es schnell. So ist es beim Ausbau der Tramlinie 3 über die Landesgrenze bis zum Bahnhof Saint-Louis. Bis zum Entscheid der französischen Behörden brauchte es viel Zeit, als der Beschluss dann da war, ging es rasch vorwärts. Im Juni 2014 bewilligte der Grosse Rat den Ausbaukredit, im Herbst 2015 erteilte der Bund die Baugenehmigung, Ende 2015 war Baubeginn und im Dezember 2017 soll der neue Dreier in Betrieb gehen.

Der neue Dreier befindet sich also auf bestem Weg. Dennoch hat er Eingang in die ÖV-Planung 2018–2021 («Weiterentwicklung des Tram- und Busangebots») gefunden, die die Basler Regierung am 18. Mai in die Vernehmlassung schickte. Ebenfalls aufgeführt ist da der Margarethenstich, der die Tramlinie 17 aus dem Leimental ohne Umweg durch die Innenstadt zum Bahnhof SBB führen soll. Der Grosse Rat hat den Baukredit von 11,4 Millionen Franken bereits im Januar 2015 bewilligt. Der Entscheid des Landrats steht aber noch aus. War einst von einem Baubeginn im Jahr 2016 die Rede, hofft man jetzt, Mitte 2018 starten zu können. In Betrieb gehen würde die neue Abkürzung frühestens 2020.

«Das Problem beim Margarethenstich liegt bei der asymmetrischen Beschlussfassung in den beiden Kantonen», sagt Benno Jurt, Leiter Mobilitätsplanung im Basler Amt für Mobilität.

Bei Buslinien auf Kantonsgebiet ist die Planung einfacher. So will die Regierung ab

Dezember 2016 zur Hauptverkehrszeit einen neuen Direktbus von Bettingen über das Roche-Areal und die Autobahn bis zum Bahnhof SBB in Betrieb nehmen. Jurt glaubt, dass der neue Bus es schaffen wird, die stark belastete Strecke zur Hauptverkehrszeit ohne Verspätungen zu bewältigen: «Die BVB haben mit ersten Testfahrten gute Erfahrungen gemacht.»

Schlaufe durchs Schorenquartier

Etwas länger auf ein verbessertes Angebot warten müssen Erlennmatt- und Schorenquartier. Ab 2018 soll die Buslinie 36 vom Badischen Bahnhof direkt nach Kleinhüningen verkehren, eine neue Buslinie 46 mit einer Schlaufe durch das Schorenquartier und über die Maurerstrasse zum Kleinbasler Kopf der Dreirosenbrücke führen.

Zusammen mit einer Takterhöhung bei den Bussen zum EuroAirport sowie «punktuellen Änderungen» des S-Bahn-Fahrplans während den Hauptverkehrszeiten sind das die wesentlichen konkreten Massnahmen, die im ÖV-Programm 2018–2021 aufgeführt sind. Die grossen Projekte unter dem Stichwort «Tramnetz 2020» befinden sich noch in der Abklärungsphase. Oder wie Jurt sagt: «Sie haben die Strategiephase überwunden und befinden sich nun auf der Stufe von Vorstudien.»

tageswoche.ch/+r4a8w

×

ANZEIGE

regioChor

Binningen | Basel

Samstag, 21. Mai 2016
19.30 Uhr Martinskirche Basel

R.V. Williams

»The Lark Ascending«
»Fantasia on a Theme by Thomas Tallis«

Christina Daletskia Mezzosopran
Simone Zraggen Violine
Orchester: Ars Leonis
Leitung: Bohdan Shved

John Rutter

»Magnificat«

Karten zu CHF 60/50/30
www.regiochor.ch
Vorverkauf ab 11. Mai
bei Bider&Tanner 061 206 99 96
Abendkasse ab 18.45 Uhr

Bildstoff

360°

tageswoche.ch/360

Dadaab

Bis zur Neige: Das Flüchtlingscamp Dadaab an der Grenze zwischen Somalia und Kenia ist das grösste seiner Art: Knapp 350 000 Menschen leben hier. Nach 25 Jahren will Kenyas Regierung das Lager jetzt schliessen.

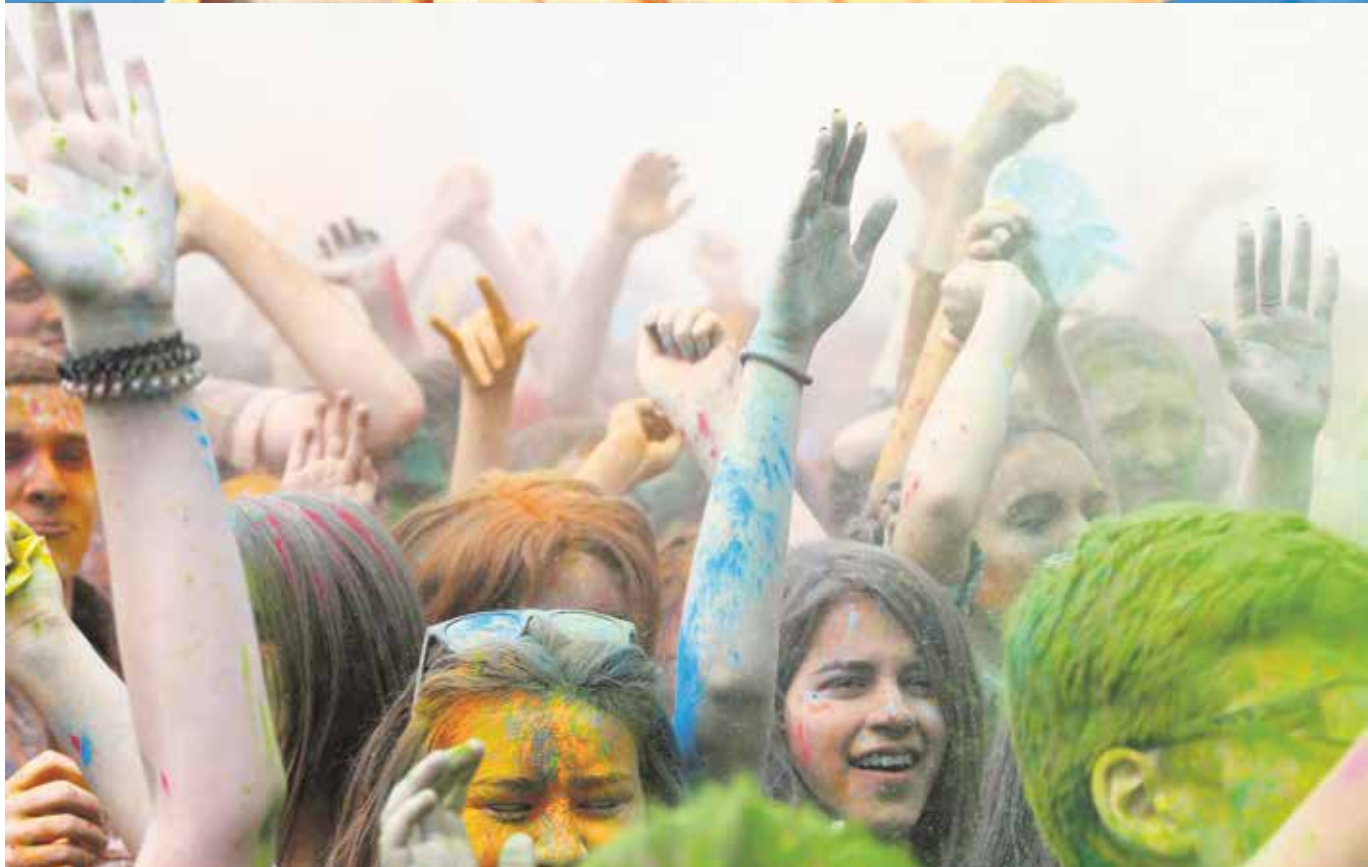
THOMAS MUKOYA/
REUTERS



Minsk

Bis zum Abwinken: Wer hat noch nicht, wer will noch mal? Das hinduistische Holi-Frühlingsfest ist ein Export-schlager. Auch in Weissrussland will die Jugend Farbe bekennen, ohne deswegen gleich politisch zu werden.

VASILY FEDOSENKO/
REUTERS



Biyagama

Business as usual: Nach einer Schlammlawine auf Sri Lanka werden Hunderte von Menschen vermisst. Dieser Frau steht das Wasser dagegen offensichtlich nicht bis zum Hals.

DINUKA LIYANAWATTE/
REUTERS



Moskau

Eiskalt abserviert:
Ist Väterchen
Frost vorzeitig
zurückgekehrt?
Nein, es ist nur
ein russischer
Eishockeyfan, der
sich wie ein
Schneekönig über
den 4:1-Sieg über
Schweden freut.

MAXIM SHEMETOV/
REUTERS



Jakarta

La vie en rose:
Auf einem indone-
sischen Geflügel-
markt werden
Küken eingefärbt,
um die Käufer-
schaft anzulocken.
Es gibt sie in allen
Farben des Regen-
bogens, aber nur in
einer Geschmacks-
richtung.

DARREN WHITESIDE/
REUTERS



«Parmelingate» und die Frage der ersten Fremdsprache belasten die interkulturellen Beziehungen im Land. Aber Obacht, da handelt es sich um zwei verschiedene Paar Schuhe.

Empörte Romands

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

Es gibt gerade gleich mehrere Gründe, einen Moment lang über unser Verhältnis zur französischen Schweiz nachzudenken: erstens die in der welschen Presse erhobenen Vorwürfe, die Deutschschweiz betreibe im Fall von Bundesrat Parmelins Fauxpas in der Baulandfrage eine Hexenjagd.

Zweitens ein jüngst veröffentlichtes Umfrageergebnis, wonach jeder vierte St. Galler oder Bündner noch nie in der Romandie gewesen ist.

Und drittens ist es immer gut, wenn man sich von Zeit zu Zeit wieder bewusst wird, dass sich die Schweiz aus kulturell unterschiedlichen Landesteilen zusammensetzt. Kulturell? Die Unterschiede gehen jedenfalls über die leichter feststellbaren Sprachunterschiede hinaus. An der Sprache entzünden sich oft Auseinandersetzungen, die eigentlich andere Ursachen haben.

Dass in der offiziell vierteiligen Schweiz die Binnenverhältnisse einmal mehr auch hier in der Variante Deutsch- versus französische Schweiz thematisiert werden, versteht sich aus der Tatsache, dass es da um die beiden grössten Landesteile geht. Darüber sollten wir aber nicht vergessen, dass sich die helvetische Pluralität nicht auf diese eine gegenüber beschränkt.

Jeder schaut von seiner Seite

Es waren die Kurzmeldungen der Medien, die sich auf das Verhältnis zwischen den beiden grössten Landesteilen beschränkten. Die im Auftrag von Swisscom von der Forschungsstelle Sotomo bei über 14 000 Personen durchgeführte Umfrage («Vernetzte Schweiz 2016») war breiter angelegt. Ihr konnte man beispielsweise auch entnehmen, dass fast jeder zweite Romand noch nie im Tessin war. Die Vorstellung der «lateinischen Schwesternschaft» ist zum Teil ein Mythos. Die französische und italienische Schweiz leben in mancher Hinsicht «Rücken an Rücken».

Jeder Landesteil betrachtet die Dinge von seiner Seite. Darum war und ist in der Deutschschweiz auch nur von den Ostschweizer Defiziten in den Kontakten mit

der Westschweiz die Rede. Die gleiche Studie sagt auch, dass jeder fünfte Genfer noch nie in der Deutschschweiz war. Der Besuch des Schlosses Chillon oder – umgekehrt – ein Ausflug auf den Säntis machen noch keine Begegnung aus.

Alles in allem stehen die Romands mit 15 Prozent ohne Reise in die Deutschschweiz sogar noch um einen Punkt schlechter da als die Deutschschweizer, von denen 14 Prozent noch nie in der französischen Schweiz waren. Es würde allerdings den Problemlagen nicht gerecht, wenn wir die Dinge einer symmetrischen Betrachtung unterwerfen würden. Wir müssen uns bewusst sein, dass es – mit verschiedenen Konsequenzen – Mehrheits- und Minderheitssituationen gibt.

Die Kompetenzen in Sachen Landessprachen liegen weit hinter den staatsbürgerlichen Idealen.

Die vorliegende Studie hat sich auch interkantonale Paarbeziehungen angeschaut und dabei, wen erstaunts, festgestellt, dass die häufigsten Verbindungen dieser Art zwischen Personen aus Basel-Stadt und Basel-Landschaft vorkommen. Auf Rang zwei folgt die Kombination Neuenburg und Jura, auf Rang drei die Verbindung zwischen Genf und Waadt.

Dass diese Werte höher sind als bei anderen möglichen Paarungen, erklärt sich aus der direkten Nachbarschaft. Aber das sagt nichts aus über, ja steht sogar im Widerspruch zu den Gegebenheiten auf politischer Ebene, wo kollektive Abgrenzung hochgehalten wird. Um nicht von BS/BL zu reden: Eine Fusion der Kantone Genf und Waadt wurde 2002 auf beiden Seiten mit gegen 80 Prozent verworfen.

Wenn solche Erkenntnisse präsentiert werden, muss man sich zweierlei fragen: Warum sind die Abklärungen überhaupt in Auftrag gegeben worden? Und was machen

wir mit den Resultaten? Swisscom wollte wohl erfahren, wie und in welchem Mass Schweizerinnen und Schweizer «vernetzt» sind. Es ist verständlich, dass Swisscom der technische und formale Aspekt der Vernetzung interessiert hat und nicht die Frage, warum es diese und jene Vernetzung gibt und um welche Inhalte es dabei geht. Der etwas einfache und alles andere als überraschende Befund lautet: Für die schweizerische Bevölkerung sind heute Internet und Mobiltelefonie wichtiger als das Auto.

Perfide gegen Parmelin

Ein weiterer Befund: Gegenüber Immigranten besteht – weitgehend zu Recht – die Erwartung, dass sie die Sprache ihres neuen Lebensraums erwerben. Wie aber steht es mit den Sprachkompetenzen der eidgenössischen Alteingesessenen im «Lebensraum Schweiz»? Diese liegen weit hinter den staatsbürgerlichen Idealen. Das könnte allerdings auch gute Seiten haben. Dem früheren Bundesrat Georges-André Chevallaz wird das Bonmot zugeschrieben, dass die Landesteile darum recht gut auskommen, weil sie sich gar nicht verstehen («Les Suisses s'entendent bien parce qu'ils ne se comprennent pas.»). Mithin Rücken an Rücken auch im Allgemeinen?

Das kann auf die Länge nicht gut gehen und ist auch in Momenten nicht gut, da man eben doch miteinander reden muss – vor allem in Konfliktsituationen. Seit einiger Zeit tobt ein Sprachenstreit ob der Frage, wann wie viele Fremdsprachen in der Grundschule gelernt werden sollen. Aus Deutschschweizer Sicht geht es um Englisch und Französisch, wobei Letzteres eigentlich nicht als Fremdsprache, sondern als Landessprache bezeichnet werden sollte.

Erwägungen zum Sprachenstreit könnten Bände füllen. Aus schulpädagogischer Sicht sprechen wohl gleich viele Gründe für die eine wie für die andere Lösung. Sollte in diesem Fall und in einer Zeit, da Politik so gerne «ein Zeichen» setzt und sich nicht weniger gerne auch patriotisch gibt, der symbolische Entscheid nicht zugunsten des mehrsprachigen Vaterlands ausfallen?

Die Beziehungen zwischen der Deutsch- und der französischen Schweiz sind auch

im Falle des «Parmelinge» zu einem Thema geworden. Die Kritik am Verhalten des ehemaligen Waadtländer Weinbauern und heutigen Bundesrats Guy Parmelin wurde von einem beachtlichen Teil der Romandie als eine perfide Aktion der Deutschschweiz gegen einen der ihren eingestuft.

Parmelin hat seine Funktion als Mitglied der Landesregierung genutzt, um in der Frage der Besteuerung landwirtschaftlicher Grundstücke einer Lösung zum Durchbruch zu verhelfen, von der auch seine Familie profitieren würde. Er hätte nicht nur keinen ihn begünstigenden Mitbericht schreiben, sondern gänzlich in den Ausstand treten sollen.

Statt dies anzuerkennen, reagierten Meinungsbildner der Romandie empört. Der Walliser Nationalrat Yannick Buttet tat den Fall als Neidreaktion ab. Gegenüber erfolgreichen Romands gebe es «eine gewisse Herablassung der Deutschschweizer». Ex-CVP-Chef Christophe Darbellay, der im Weinkanton Wallis Regierungsrat werden möchte, bezeichnete die Publizistik des «Blicks» als «ekelhaft». Und «Le Matin» ordnete die Sache als «Intrige» ein, bevor er seinen Lesern die Fakten bekannt gab.

Diese Reaktionen folgen einem einfachen Muster: Statt einen konkreten Fall konkret zu beurteilen, schiebt man das Pro-

blem in den Bereich der Kollektivbeziehungen und lenkt mit der Aktivierung von Stereotypen vom eigentlichen Thema ab. So wird der Täter zum Opfer gemacht und an das primitive Zusammengehörigkeitsgefühl appelliert. Während Parmelin immerhin einen politischen Fehler, aber kein juristisches Fehlverhalten eingestanden hat, versuchten ihn seine Parteifreunde – Parteichef Röstli und Fraktionschef Amstutz, beides Deutschschweizer – in Schutz zu nehmen. Bemerkenswert ist, dass der Verteidigungsreflex innerhalb der französischen Schweiz über die Parteigrenzen hinausging bis hin zum Grünen Luc Recordon.

Die welsche Presse macht im Fall Parmelin den Täter zum Opfer und appelliert an das primitive Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Der amerikanische Politologe Karl W. Deutsch reproduzierte vor vielen Jahren (1976) das typische Idealbild der Schweiz,

wonach die Schweizer zwar verschiedene Sprachen sprächen, aber als ein Volk handelten: «The Swiss may speak four different languages and still act as one people.» Dieses Bild knüpft an Schillers Rütli-Szene vom «einzig Volk von Brüdern» an.

Interessenpflege ja, aber ...

In Wirklichkeit ist dieses Volk aber von Gräben durchzogen. Der Sprachengraben ist nur einer neben anderen: Heute gibt es auch den politisch stark ins Gewicht fallenden Stadt-Land-Graben und den neuerdings wahrgenommenen Graben zwischen überalterter Peripherie und wesentlich jüngeren Zentren.

Eine Gesellschaft setzt sich aus verschiedenen sozialen Gruppen zusammen, das ist natürlich und normal. Desgleichen, dass es entsprechende Interessenunterschiede gibt und diese in den gemeinsamen Prozess der politischen Lösungsfindung eingespeist werden. Dazu gehört auch die Pflege oder gar Verteidigung essenzieller Kultursubstanz der einzelnen Landesteile: Volksfeste, Bücher, Gastronomie und anderes mehr – nicht aber der wenig skrupulöse und undurchsichtige Umgang mit Baulandfragen und der Pflege von Privatinteressen.

tageswoche.ch/+5f8bq

×

Mitten durch den Sprachgraben: Ob Stehpaddeln auf der Saane als Ausflug über die Sprachgrenze gilt?



Kultautor Hans Widmer alias PM propagiert selbstverwaltete Nachbarschaften, hält das Velo für einen Urbanitätskiller und sieht in einem nachhaltigen Leben auch Platz für ein Auto.

«Wir sollten aus der Agglo Städte machen»

von Michel Schultheiss

Der Autor Hans Widmer alias PM ist ein Vordenker neuer Modelle des Zusammenlebens. Sein 1983 erschienenes Büchlein mit dem Titel «bolo'bolo» hat weit über die Hausbesetzerszene hinaus längst Kultstatus. Darin beschreibt PM eine anarchistisch geprägte Gesellschaftsform, die sich mosaikartig aus selbstverwalteten Nachbarschaften zusammengesetzt.

Der Verein Neustart Schweiz setzt sich basierend auf den Modellen Widmers für selbstverwaltete Siedlungen ein. In Basel möchte die Bau- und Wohngenossenschaft Lebenswerte Nachbarschaften (LeNa) diese Ideen für das Felix-Platter-Areal einbringen. Die kürzlich vereinbarte Erhaltung des Hauptgebäudes kommt ihnen dabei entgegen. In Zürich hat Hans Widmer bei Genossenschaften wie KraftWerk1, Mehr als Wohnen und Karthago mitgewirkt. Bei der bekannten Siedlung Kalkbreite war er zwar nicht beteiligt, doch auch dort gibt es Parallelen zu seinen Konzepten.

Im Interview erklärt Widmer, warum er Gentrifizierungskritiker als verkappte Kon-

servative sieht, weshalb die Pseudo-Dörfer in der Agglomeration abgeschafft gehören und warum das bedingungslose Grundeinkommen nicht zu seinem Modell passt.

Herr Widmer, ginge es nach Ihnen: Was würde aus einem Gebäude wie dem alten Felix-Platter-Spital?

Eine ökologisch und sozial integrierte Nachbarschaft. Das Felix-Platter-Areal kenne ich zwar nicht gut, doch es sieht nicht schlecht aus: Es hat ein sehr grosses, kompaktes Gebäude, was mir Spass macht.

Warum denn das?

Beim Nachbarschaftskonzept sollten etwa 500 Personen Platz haben. Man muss gross denken. Ob die Leute allein oder zu zehnt wohnen, ist mir egal. Es gibt die ganze Palette an Möglichkeiten: Cluster- und Einzelwohnungen oder WGs. Wichtig ist, was sie als Gesamtheit zusammen machen.

Sollten wir also näher zusammenrücken?

Wohnen macht 24 Prozent der Umweltbelastung aus. Weniger Wohnfläche ist ein Ziel. Also lagern wir zum Beispiel die Gästezimmer oder das Fitnesszentrum aus. Man kann das machen, was wir in Hotels schätzen: Soziallandschaften kreieren. Ich bin

für geteilten Luxus. Es braucht keinen neuen Asketismus – Ökologie ist schliesslich kein Selbstzweck.

Warum schlagen Sie für eine Nachbarschaft gerade 500 Bewohner vor?

Das ist keine magische Zahl. Aber es braucht einfach eine gewisse Anzahl Leute, sonst kann man gewisse Sachen nicht machen – so etwa eine sinnvolle Belieferung durch Bauern aus der Region.

Wie soll das funktionieren? Der Selbstversorgungsgrad der Schweiz ist ja nicht gerade hoch...

Die Lebensmittel stammen aus der Umgebung, im Fall Basels auch aus Deutschland und Frankreich – es ist schliesslich kein nationalökologisches Projekt. Die Verarbeitung der Lebensmittel findet in den Nachbarschaften statt. Besonders der Einzelhaushalt ist ernährungslogistisch nämlich eine Katastrophe, heute wird bereits die Hälfte aller Lebensmittel weggeworfen. Daher sollten in den Nachbarschaften die Lebensmittel nicht einfach verkauft, sondern direkt zu Mahlzeiten verarbeitet werden: vom Acker in den Magen!

Aber dann müssen ja immer alle das Gleiche essen!

A portrait of Hans Widmer, an older man with white hair, wearing black-rimmed glasses, a dark button-down shirt, and a light-colored corduroy jacket. He is smiling and looking towards the camera. The background is a blurred outdoor setting with a building and greenery.

Hans Widmer, geboren 1947, hat Philologie studiert und an Gymnasien unterrichtet. Ab Anfang der 1980er-Jahre verfasste er unter dem Pseudonym PM zahlreiche Bücher über antikapitalistische Gesellschafts- und Wohnformen.

«Eine unpolitische Stadt ist keine Stadt»: Hans Widmers Modell liegt die Selbstverwaltung zugrunde.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Wer isst, bestimmt auch, was angebaut wird. Es gäbe dann eine Anbauplan-GV. Zudem könnte man eine Chipkarte einführen, mit der man zur Abwechslung auch mal in anderen Nachbarschaften essen könnte, was dann in Naturalien verrechnet wird – eine Sharing-Wirtschaft.

Dennoch macht es den Anschein, dass wir auf einiges verzichten müssen: auf Fleisch, Autos, Flugreisen...

Wer etwa nach New York fliegt, sollte ein Jahr kein Fleisch mehr essen. Als Karnivore kann ich aber problemlos 50 Kilogramm Fleisch pro Jahr essen und mir dazu zwei Veganer «halten» – es muss letztlich der Schnitt stimmen. Ich weiss, dass manche Fundis nun dagegen sind, doch es liegt sogar ein Rolls-Royce drin, den man sich teilen kann – wenn es am Schluss mit dem Energieverbrauch aufgeht.

Passt Urban Gardening ins Konzept?

Ein paar Radieschen auf dem Dach – das ist pädagogisch wertvoll, hat aber mit meinem Modell nur wenig zu tun. Mich interessiert das «Buure» auf dem Land.

«Die Gegner der Gentrifizierung wollen Nischen erhalten, die dem Untergang geweiht sind.»

Sie verwenden das Wort «Modell». Ist Ihnen der Begriff «Utopie» nicht geheuer?

Ein Modell richtet sich im Gegensatz zur Utopie nach konkreten Vorgaben, etwa bei der Umweltverträglichkeit. Modelle können nicht 1:1 umgesetzt werden, sie dienen nur als Vergleichsmassstab. Das kommt auch überall anders an: In letzter Zeit haben sich etwa Leute aus Griechenland dafür interessiert. Was sie daraus machen, nimmt mich wunder.

Inwieweit wurde Ihr Modell in Genossenschaften wie dem KraftWerk oder der Kalkbreite bereits Realität?

Keine der Genossenschaften hat das Modell verwirklicht, gewisse Aspekte aber schon: Die eine nimmt die soziale Durchmischung sehr ernst, hat aber weniger Soziallandschaften. Man müsste in etwa fünf Jahren nochmals schauen, inwieweit man sich dem Modell annähert hat.

Sie sprechen von einem sozialen Mix – können Leute mit schmalem Budget in diesen Nachbarschaften wohnen?

Der demografische Mix ist wichtig – sich in Genossenschaften im herkömmlichen Sinn einzusperren, wäre der Tod. Arme Leute sollten sich dort mit Millionären streiten können. Es soll auch eine Ausländerquote geben. Die Nachbarschaft kann nicht den Sozialstaat replizieren, aber mit innerer Solidarität für einen Ausgleich sorgen. In der Genossenschaft KraftWerk haben wir etwa syrische Flüchtlinge aufgenommen, und wir werden wahrscheinlich



«Wer isst, bestimmt auch, was angebaut wird.»

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

den Solidaritätsbeitrag für Mieter mit geringem Einkommen erhöhen müssen.

Wie unterscheiden sich Ihre Nachbarschaften von Genossenschaften, wie wir sie kennen?

Traditionelle Genossenschaften sind Urbanitätsskiller. In den Nachbarschaften geht es hingegen nicht nur um günstiges Wohnen, sondern auch um andere Aktivitäten. Die Gemeinschaftsräume erfüllen die Funktion einer internen Ökonomie. So gibt es etwa im Kraftwerk und in der Kalkbreite im Erdgeschoss Läden, Kinos, Restaurants und Coiffeursalons. Zudem möchte ich zum Ursprungsgedanken der Genossenschaft zurückkehren, zur Selbsthilfe. Nichts hindert uns daran, selbst zu bauen und Mieten an uns selbst statt an Immobilienfirmen zu bezahlen.

Es gibt Kritik, sowohl von bürgerlicher Seite – man denke an den Kalkbreite-Verriss in der NZZ – wie auch von linken Gentrifizierungsgegnern: Sie sehen Genossenschaften als Domäne eines alternativen Mittelstands, die zur Aufwertung der Quartiere beiträgt.

Zum einen wird der Einkommensmix eingehalten – sowohl in der Kalkbreite wie auch bei uns. Zum anderen wird eben gerade nicht gentrifiziert, wenn normal amortisiert wird. Im Gegenteil: Es wird «commonifiziert» («Commons» sind Gemeinschaftsgüter, Anmerkung der Redaktion). Es wird eine marktfreie Nische für Wohnraum geschaffen. Anfangs ist es teurer als rundum, später aber billiger. In Zürich haben die Genossenschaften um die 20 Prozent der Wohnungen aus dem Markt genommen und damit die Durchmischung der Stadt einigermaßen gerettet.

In vielen Städten gibt es Bedenken gegenüber den Aufwertungstendenzen.

Die Gentrifizierungsgegner betreiben eine aktive Verelendungspolitik, damit der

Zins sinkt. Sie sind eigentlich fehlgeleitete Konservative: Sie wollen Nischen erhalten, die dem Untergang geweiht sind. Das ist keine Strategie, sondern bloss eine Bremse. Wir wollen aber vorwärts schauen.

Trotzdem gehören Sie zu den kritischen Stimmen bei der Stadtentwicklung in Zürich. Wo steckt da der Wurm drin?

Im Kapital. Wir haben einen Investitionsnotstand. Das kann keine Regierung bremsen, sie braucht ja die Steuerzahler. Die Einfamilienhaushalde ist nichts anderes als eine Steuerfarm im Dorf, der Prime Tower eine Steuerfarm für Zürich. So geschieht es auch bei Arealkäufen: Es entsteht keine Stadt, es entstehen verstreute Gebäude. Zudem gibt es riesige Büroflächen, die nicht gebraucht werden.

Gibt es die von Ihnen geforderte erlebbare Urbanität überhaupt noch?

Ja, in der Innenstadt – aber nur noch als Disneyland und Open-Air-Shoppingcenter. Die Urbanität wird in der Schweiz seit den Fünfzigern demontiert: Alles ist vom Auto, vom Konsum und der Verwertungslogik bestimmt, um den drohenden Kollaps des Kapitalismus zu verhindern. Selbst die Linke schlittert da aus Fantasielosigkeit rein: Sie denkt, man müsse die Leute nur mit Wohnen, Arbeit und Einkaufen versorgen.

«Ein Handy soll wieder im Quartier hergestellt werden können.»

Sie möchten keine halben Sachen und fordern 50 neue Städte für die Schweiz.

Wir sollten aus der Agglo Städte machen. Die Agglomeration generiert Autoverkehr und Dinge wie Shoppingcenter. Auch der öffentliche Verkehr ist letztlich nicht nachhaltig. Die Agglo entstand, als die Städte in

einem schlechten Zustand waren und viele Leute nach aussen gedrückt wurden, da sie dort billig und schöner wohnen konnten.

Nun erleben wir aber seit mehreren Jahren eine Rückkehr in die Städte. Ist das eine Chance?

Rein ökologisch betrachtet ist das gut: Wer auf dem Land lebt, schneidet beim Fussabdruck im Schnitt schlechter ab. Aber wenn die Stadt zum Luxusort für Reiche wird, denen es in der Agglo langweilig ist, dann stirbt sie. Nur junge Kreative anlocken, ist auch der falsche Weg. Es braucht Verdichtung und auch Selbstverwaltung. Eine unpolitische Stadt ist keine Stadt.

Was ist sonst noch wichtig?

Die Produktion muss zurück in die Stadt verlagert werden, nicht nur nach China. Ein Handy soll wieder im Quartier hergestellt werden können – die modulare Industrie ist schliesslich die Zukunft. Wie der dänische Stadtplaner Jan Gehl sagt, sollte eine Stadt zudem flanierbar sein: Alle fünf Sekunden muss etwas passieren.

Basel hat nun den Roche-Turm, auch andere Städte wollen immer mehr nach oben bauen. Ist das im Sinne der Verdichtung, die Sie fordern?

Ein paar Türme zum Spass sind gut. Abgesehen davon sind Hochhäuser aber eine urbane Katastrophe: Ab dem achten Stock wohnen die Leute nicht mehr in der Stadt, sondern in den Wolken. Wie Jan Gehl festhält, müssen Städte dichter sein, doch nicht höher, damit die Menschen noch miteinander kommunizieren können. Weniger Kommunikation bedeutet wiederum eine Behinderung der Selbstverwaltung.

«Ein paar Türme zum Spass sind gut, abgesehen davon sind Hochhäuser aber eine urbane Katastrophe.»

Eine andere Tendenz – auch in Basel – geht in Richtung Campusmentalität...

Das ist absurd. Studierende gehören in die Stadt – sie bilden eine Altersgruppe, die für das Leben dort sehr wichtig ist. Sogar neoliberale Stadtplaner haben das erkannt: Die Stadt ist erst sexy mit Studenten. Die Zentralisierung bei der Uni spart Kosten, doch man zerstört dadurch die Stadt.

Wie bringt man sonst noch Leben in die Stadt? Sie nennen als negative Beispiele Zürich West oder die Europaallee in Zürich, die keine attraktiven Treffpunkte sind.

Sehen Sie sich das Nationalfondsprojekt 65 «Neue Urbane Qualität» der ETH an: Dort meint man, es sei mit kosmetischen Korrekturen getan. Dabei übersieht man die soziale Essenz. Geschäfte und Beizen in der Stadt sind nicht mehr rentabel, also müssen das die Nachbarschaften übernehmen. Zudem braucht es ein Quartierzentrum. Es soll eine Art ruhiges Denkkzentrum

werden. Etwas in der Art ist unter dem Namen Loshumba in Zürich Leutschenbach geplant – dieser Ort ist bis jetzt eine Ansammlung von Häusern, doch keine Stadt.

Sie sprechen viel von Selbstverwaltung. Ist Ihr Modell auf sozialkompetente Supermensen ausgerichtet?

Bei der Demokratie dürfen alle mitmachen – auch diejenigen, die das Abstimmungsbüchlein gar nicht verstehen. So ist es auch bei Wohngenossenschaften: Das ist lernbar. Die Schulen könnten solche Kompetenzen etwa fördern.

Da hab ich gleich ein Bild von biederem Genossenschafts-Grillpartys vor mir, bei denen sich die Nachbarn nichts zu sagen haben. Was mache ich, wenn ich das Heu nicht auf der gleichen Bühne wie die anderen Bewohner habe?

Klar, das kann man nicht mit Cervelats übertünchen. Von den 500 Leuten mag ich vielleicht zehn überhaupt nicht. Aufgrund der Grössenordnung sehe ich die aber selten. Wichtig ist auch eine Schlichtungskommission mit geschulten Mediatoren, die selbst nicht dort wohnen. Schon allein das Faktum, dass diese besteht, verhindert viele Konflikte. Sie ist eine Art Kühlstab im Sozialreaktor.

Wer kontrolliert denn die postkapitalistische Ökonomie, von der Sie reden?

Es herrscht Selbstkontrolle. Wie Wikipedia soll es ein sich selbst korrigierender Organismus sein. Dank Computer brauchen wir keinen Fünfjahresplan wie in der Sowjetunion, sondern können alles innert weniger Minuten korrigieren. Paul Mason beschreibt das in seinem neuen Buch «Postkapitalismus» sehr schön. Dies bedingt aber, dass nicht Apple oder Google die Kontrolle über diese Systeme haben.

Wie können solche Nachbarschaften als Inseln in einer auf Rendite ausgerichteten globalen Marktwirtschaft überhaupt existieren?

Genossenschaften haben diese Nische schon immer besetzt. Es ist immer noch Kapitalismus, die Leute müssen schliesslich Miete bezahlen. Doch man kann wenigstens den Spielraum ausnutzen. Rein theoretisch müsste es etwa 16 000 Nachbarschaften in der Schweiz geben. Bis jetzt ist es so, dass nach dem Individuum und der Familie gleich der Staat kommt. Beide erklären sich heute für überfordert. Wir wollen diese Lücke füllen. Baut daher in Basel statt Rheinhatten fünf Nachbarschaften...

Welches Verkehrskonzept sehen Sie für diese vor?

Die in Städten idealen Verkehrsmittel sind der Lift, der Bus und die eigenen Füsse. Trams brauchen eine schwere Infrastruktur, Busse in verschiedenen Grössen sind da flexibler. Wie beim Fahrdienst Über könnten sie via Smartphone nach Bedarf bestellt werden.

Warum nennen Sie das Velo nicht?

Das Velo ist als Verkehrsmittel noch effektiver als zu Fuss gehen, stört aber die Urbanität. So haben in Kopenhagen gerade die guten Veloverbindungen die Entstehung neuer Vorstädte gefördert. Manche

von deren Bewohnern sind später aufs Auto umgestiegen. In einem Quartier sollte hingegen alles binnen fünf Minuten zu Fuss erreichbar sein – es sei denn, man sucht etwas ganz Spezifisches wie etwa ein Institut für Molekularbiologie.

Und wie soll die Energieversorgung dieser Nachbarschaften aussehen?

Die Energieversorgung ist modular und dezentral. Die Technologie allein wird es aber nicht richten. Es ist nötig, drei Viertel der Energie zu sparen und sie dort zu produzieren, wo man sie braucht: Abwärme aus der Bäckerei, Biogas aus der Landwirtschaft, quartiereigene Geothermie. Das gibt auch weniger Leitungsverlust. Wasserkraftwerke können erhalten werden, Atomkraftwerke nicht. Keinesfalls sollten wir die Gegend mit Windkraftwerken zuflastern.

«Das bedingungslose Grundeinkommen dient höchstens als Schraubenschlüssel in den Speichen des Kapitalismus.»

Passt das bedingungslose Grundeinkommen in Ihr Modell?

Überhaupt nicht. Es dient höchstens als Schraubenschlüssel in den Speichen des Kapitalismus. Darum werde ich natürlich Ja stimmen. Eine Kartoffel wächst aber nicht bedingungslos: Wenn der Preis bei 2500 Franken pro Kilogramm liegt, verhungert jemand mit diesem Einkommen. Eine Vollversammlung für die Selbstverwaltung ist damit noch immer nicht organisiert. Um etwas zu bewirken, müssen wir materialistisch denken und nicht mit einer liberalen Citoyen-Fiktion hausieren. Die Idee eines globalen Sackgelds wäre aber nicht schlecht.

In Städten wird auch das Thema «Freiräume» heiss diskutiert.

Die selbstverwaltete Genossenschaft ist ein Freiraum. Von der Idee vom kompensatorischen Alibi-Freiraum halte ich aber nicht viel. Das ist ein Anarchie-Zoo nach dem Motto: «Alles rundum ist überreguliert, aber ihr habt da euer Plätzchen.» Aber ich will den Freiraum bei mir daheim! Aus meinen Erfahrungen im AJZ kann ich sagen, dass ein Freiraum ohne gut organisierte Selbstverwaltung zu Frustration führt. Ein grosser Freiraum sollten die Alpen sein – indem man den Tourismus verbietet.

Im Ernst?

Wie die Studie «Die Schweiz – ein städtebauliches Portrait» aufzeigt, ist die Infrastruktur dort zu teuer und wenig ökologisch. Man könnte die Alpen zur stillen Zone deklarieren. Der Naturraum wäre ein Kontrast zum Mittelland. Mit Bären, Wölfen und wilden Eingeborenen wären die Alpen ohnehin viel spannender.

tageswoche.ch/+yq3m6

×



Ein unbeschwerter Moment: Auch in der Lager-Schule haben viele Kinder am meisten Freude an der Pause.

FOTO: REUTERS

Bildung

Mehr als die Hälfte der Flüchtlinge im Libanon sind Kinder. Viele gehen seit Jahren nicht zur Schule. Einige haben Glück und werden im einfachen, praktischen Rahmen unterrichtet.

Im tragbaren Klassenzimmer

von Astrid Frefel

Heute werden zum ersten Mal Bücher verteilt. Bisher hatte man sich mit Fotokopien beholfen. Hunderte Kinder Augen staunen über die bunten Unterrichtsmittel für Geschichte, Mathematik oder Englisch, auf dem Schulhof sauber nach Stufe sortiert.

«Diese Kinder gehören zu den Glücklichen, sie lernen gerne», sagt Saana, eine

junge Lehrerin, selbst Flüchtling aus dem syrischen Deraa. Die Rota-Schule in Saadnayeel, einer Kleinstadt in der Bekaa-Ebene mit 10 000 Einwohnern und 35 000 Flüchtlingen, steht gleich neben einer Reihe von Zelten, wie sie in dieser Gegend wie Pilze aus dem Boden geschossen sind.

Im vergangenen Jahr hat die Zahl dieser wilden Camps im Libanon um 80 Prozent auf 5082 zugenommen; nicht, weil es mehr Flüchtlinge gibt – es sind sogar etwas weniger –, sondern weil immer mehr von ihnen

in prekären Umständen leben, sich keine andere Unterkunft mehr leisten können.

Die Rota-Schule ist eine sogenannte informelle Schule, die von der lokalen NGO Kayany zusammen mit der Amerikanischen Universität in Beirut (AUB) als Partner getragen wird. Ihr Konzept: Erziehung zu den Flüchtlingen in den wilden Zeltlagern bringen, und zwar mit «tragbaren» Schulgebäuden. Geistiger Vater dieser «Ghata» (Arabisch für Decke) ist Rabih Shibli, Architekt und Direktor des Zent-

ums für ziviles Engagement und Gemeinschaftsdienste an der AUB, das 2012 verschiedene Hilfsprojekte für die syrischen Flüchtlinge lanciert hat.

Bloss keine festen Strukturen

Ghata ist eine Antwort auf den temporären Status der Flüchtlinge und auf die staatliche Vorgabe, dass keine festen Strukturen errichtet werden dürfen. Shibli spricht von proaktiver Architektur. Ghata ist eine multifunktionale Struktur, leicht, tragbar, anpassungsfähig, nimmt Rücksicht auf das Klima und ist ökonomisch effizient. Ein Grundelement von 20 Quadratmetern ist als Wohnraum für eine Familie gedacht, zwei zusammen ergeben ein Klassenzimmer. Gehen die Flüchtlinge nach Syrien zurück, kann die Schule oder «das Haus» abgebrochen und in der Heimat wieder aufgebaut werden.

Morgens um acht ist Appell, und dann geht es im Gänsemarsch in die Klassenzimmer. Kayany hat die Knirpse auch mit Schuluniformen, Windjacken, Rucksäcken und Stiften ausgestattet. Nur um den Transport müssen sich die Eltern kümmern. Am Nachmittag, in der zweiten Schicht, sind dann die älteren Kinder bis zur sechsten Klasse an der Reihe.

In Ruhe unterrichten können die Lehrer hier nicht. Die Kinder bringen die Probleme von zu Hause mit.

In der grossen Pause erhalten die Schüler einen Snack, meist ein Sandwich. Heute wird wie jeden Freitag in der kleinen Küche Manoucheh mit Zaatar gebacken, die libanesische Variante der Pizza. Es sei schwierig, in Ruhe Unterricht zu halten, denn die Kinder würden die Probleme von zu Hause mitbringen, schildert Sanaa ihren Alltag. In der Pause wird gespielt und zu lauter Musik getanzt; für einen Moment scheint die Atmosphäre unbeschwert.

Lehrer mit eigenen Sorgen

Die syrischen Lehrerinnen und Lehrer haben ihre eigenen Sorgen. Ihre Gespräche drehen sich ständig darum, wie sie über die Runden kommen, trotz zum Teil gleich mehrerer Jobs. Für die meisten dauert das Exil schon mehr als zwei Jahre. Das Leben im Libanon ist teuer. Die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt so gross, dass die Löhne tendenziell sinken. «Wir sind alle müde. Dieses Leben ohne Hoffnung auf eine bessere Zukunft zehrt an uns», sagt der Schulprinzipal, früher Röntgentechniker in einem Spital in Idlib, der in die brüchige Waffenruhe nicht viel Vertrauen hat.

Nour, Mervat und Wedad sind in der Schule Freundinnen geworden, sie kommen aus verschiedenen Ecken Syriens, aus Aleppo, Homs und Reef-Damaskus. Die

Zehnjährigen versuchen mit ihren Englischkenntnissen zu glänzen. Dass diese oft mangelhaft sind, ist ein wichtiger Grund, weshalb syrische Kinder Probleme in öffentlichen libanesischen Schulen haben, wo Fremdsprachen intensiv gelehrt werden. Die Rota-Schule in Saadnayel mit ihren 450 Plätzen ist deshalb begehrt wie auch andere ähnliche Angebote. Täglich kommen Eltern vorbei, die abgewiesen werden müssen.

Die Abbrecherquote bleibt hoch. Viele Kinder, vor allem in den wilden Camps, müssen arbeiten.

53 Prozent der knapp 1,5 Millionen syrische Flüchtlinge im Zedernstaat sind Kinder im schulpflichtigen Alter. Im September 2015 hat die Regierung zusammen mit der UNO die Kampagne «Zurück zur Schule» lanciert.

Eine neulich veröffentlichte Studie der Beiruter Université Saint-Joseph hat ergeben, dass mittlerweile 60 Prozent der syrischen Kinder zur Schule gehen, davon 47 Prozent in die staatlichen Schulen. Für sie wurden 25 000 neue Lehrer eingestellt und Nachmittagsschichten eingeführt. Die Abbrecherquote bleibt hoch – über 40 Prozent der Kinder fühlen sich im Libanon nicht glücklich –, und viele dieser Kinder, vor allem aus den wilden Camps, müssen

arbeiten. Das UNO-Kinderhilfswerk Unicef spricht deshalb schon von einer verlorenen Generation.

Das Unterrichtsministerium ist bemüht, auch die Kontrolle über alle informellen Schulen zu übernehmen, und hat bereits mehrere zweifelhafte Einrichtungen geschlossen. Im Wettbewerb um Schüler seien auch Extremisten am Werk, bestätigt Rabi Shibli von der AUB. Das hängt auch damit zusammen, dass der Libanon keine schlüssige Strategie für die Flüchtlingshilfe hat und wegen der institutionellen Schwäche eine schlechte Bilanz in der Umsetzung ausweist.

Ausländische Geldgeber sind deshalb zurückhaltend, weil sie Angst vor der grassierenden Korruption im Zedernstaat haben. Shibli, der 2006 viel Erfahrung beim Wiederaufbau des Südlibanon nach dem Krieg mit Israel gesammelt hatte, schlägt deshalb vor, dass der Hilfsmechanismus reorganisiert und dezentral über die lokalen Behörden gearbeitet wird. Von der Stärkung dieser Institutionen und der regionalen Infrastruktur würde auch die lokale Bevölkerung profitieren, vor allem weil die Flüchtlinge in den ärmsten Regionen besonders stark konzentriert sind.

tageswoche.ch/+ipcd

×

ANZEIGE

6. BILDRAUSCH
FILMFEST BASEL
25.05. — 29.05.16

WWW.BILDRAUSCH-BASEL.CH

Der Balkan ist zu. Zehntausende sitzen in Griechenland fest. Die Stimmung in den Flüchtlingslagern wird gereizter.

Wo Flieger landeten, zelten nun Flüchtlinge

von Gerd Höhler (n-ost)

Nasir starrt auf sein Smartphone, immer wieder. «No message», sagt er enttäuscht, keine Nachricht. Der junge Afghane wartet auf eine SMS von seinem Cousin Habib aus Deutschland. «Er hat es im Februar dorthin geschafft, als die Grenzen noch offen waren», erzählt der 24-Jährige. «Jetzt ist er in der Nähe von Berlin», sagt Nasir und zeigt das Selfie, das ihm sein Cousin aufs Handy geschickt hat. Es zeigt einen lachenden jungen Mann vor dem Brandenburger Tor. Inzwischen ist die Balkanroute dicht. «Habib hat versprochen, mich hier rauszuholen, aus dieser Hölle», sagt Nasir.

Die Hölle, das ist der alte Athener Flughafen Ellinikon. Seit 15 Jahren ist hier kein Flieger mehr gelandet. Eigentlich sollten die Gebäude längst abgerissen sein. Dass sie noch stehen, ist dem chronischen politischen Stillstand in Griechenland geschuldet – und erweist sich als Glücksfall für die Flüchtlinge, die hier untergekommen sind. Im dämmrigen Licht der Abflughalle reihen sich die bunten Kuppeln Hunderter kleiner Campingzelte aneinander.

Über 3500 Menschen hausen im alten Flughafenterminal. Sie dösen in den Zelten oder lagern auf Wolldecken, die sie auf dem Betonboden ausgebreitet haben. Ein kleines Mädchen hat vor einem Zelt seine Spielsachen ausgebreitet: Stofftiere, eine Puppe, ein kleines rotes Plastikdreirad.

Endstation Ellinikon

Fast 55 000 Flüchtlinge und Migranten sind in Griechenland gestrandet, seit die Balkanländer ihre Grenzen geschlossen haben. Noch immer hoffen viele, dass sich irgendwann für sie ein Weg nach Europa öffnet. Wie die meisten, sitzt Nasir jetzt schon seit zwei Monaten hier fest. «Das Schlimmste ist die Untätigkeit, die Ungewissheit», sagt der junge Mann. Er will nicht, dass Ellinikon für ihn zur Endstation

wird. «Es muss doch einen Weg geben, hier rauszukommen», sagt er und checkt wieder sein Handy – no message.

Wie fast alle hier in der Halle, kommt auch die 19-jährige Merwe aus Afghanistan. Mit ihrer Mutter sitzt sie vor einem der Zelte. Nebenan lagert ihr Cousin mit seinen beiden Töchtern. «Fast 10 000 Dollar haben wir fünf den Schleusern bezahlt», erzählt die junge Frau. Über den Iran brachten die Schmuggler sie in die Türkei und dann auf einem Boot über die Ägäis zu einer griechischen Insel, deren Namen Merwe vergessen hat. Nun sitzen sie hier, in diesem Elendslager. Auch Merwe und ihre Familie haben Verwandte in Deutschland. «Die meisten hier wollen nach Deutschland», erzählt das Mädchen. «Irgendwie wird es schon gehen – es muss», sagt Merwe trotzig.

Der Staat glänzt durch Abwesenheit, bis auf zwei Polizisten, die draussen im Streifenwagen sitzen.

Draussen unterhält eine Gruppe von Amateur-Clowns eine Schar Flüchtlingskinder mit Spässen und Luftballonen. Die Clowns treten sonst in Kinderkliniken auf. Jetzt sind sie aus ihrer Heimat Dänemark auf eigene Kosten nach Griechenland gefahren, um Flüchtlingskinder zu bespaßen. «Wenn du die Freude in den Augen der Kinder siehst, geht dir das Herz auf», sagt Karl. Der 56-jährige Däne mit der roten Pappnase ist im Zivilberuf Ingenieur.

Aber das fröhliche Gejohle ist nur eine trügerische Momentaufnahme. Anfangs waren die Menschen froh, wenigstens ein festes Dach über dem Kopf zu haben, doch nun wird die Stimmung von Tag zu Tag gereizter. «Aus den Duschen kommt nur kaltes Wasser, das ist ein Problem für die vielen Babys und ihre Mütter», klagt Merwe.

«Wir bekommen Essen, aber es ist schlecht und nicht genug.» Hilfsorganisationen bestätigen: Viele der fast 1000 Kinder in Ellinikon sind unterernährt. 3500 Menschen müssen sich 40 Toiletten teilen.

Griechenlands erste Favela

Kürzlich schickten fünf Bürgermeister angrenzender Gemeinden einen Brandbrief an Premierminister Alexis Tsipras: «Die Situation ist ausser Kontrolle und stellt ein enormes Risiko für die öffentliche Gesundheit dar», hiess es in dem Schreiben. Die Flüchtlinge im Lager sind sich selbst überlassen, es gibt keinerlei Organisation. Der Staat glänzt durch Abwesenheit, bis auf zwei Polizisten, die draussen in ihrem Streifenwagen sitzen. Nach Wochen hilflosen Wartens liegen bei vielen die Nerven blank. Immer häufiger kommt es zu handgreiflichen Auseinandersetzungen.

Auch der Hafen von Piräus, in dem 2000 Migranten und Flüchtlinge campieren, und das informelle Flüchtlingslager bei Idomeni an der mazedonischen Grenze mit seinen fast 10 000 Menschen, sind Brennpunkte, an denen es, meist aus nichtigem Anlass, fast jede Nacht zu Schlägereien und Messerstechereien kommt. Die Bewohner des Dorfes Idomeni beschwerten sich diese Woche in einem Brief an die Regierung über mangelnden Schutz durch die Polizei: Täglich komme es zu Vandalismus und Diebstählen in dem Dorf.

Der für die Migrationspolitik zuständige Vize-Innenminister Giannis Mouzalas verspricht zwar, man werde Unterbringungsmöglichkeiten für weitere 20 000 Menschen schaffen. Das «Lager der Schande», wie Idomeni von griechischen Medien genannt wird, werde aufgelöst, sagt Mouzalas. Aber bisher folgten nur wenige Migranten den Appellen der Behörden, in organisierte Unterkünfte umzuziehen.

In Idomeni entwickeln sich dauerhafte Infrastrukturen. Die Menschen zimmern die ersten Baracken. Es gibt Teehäuser und



Die Gangway als Spielplatz: Auf dem alten Flughafen von Athen leben fast 1000 Kinder.

FOTO: REUTERS

Geschäfte, sogar eine provisorische Schule. «Hier entsteht Griechenlands erste Favela», fürchtet Nikitas Kanakis. Der 49-jährige Zahnarzt ist Präsident der griechischen Sektion der Hilfsorganisation Ärzte der Welt. Einen Plan der Regierung, was mit den Menschen geschehen soll, vermag Kanakis bisher nicht zu erkennen: «Die Politiker wursteln sich durch, von einem Tag zum nächsten», klagt Kanakis.

«Sie denken allenfalls an die nächste Woche und geben sich der Illusion hin, dass sich das Flüchtlingsproblem auf eine wundersame Weise von selbst löst.» Dabei müsse man sich jetzt Gedanken machen, was im September passieren soll: «Wird es Schulen für die Flüchtlingskinder geben? Werden die Menschen in geheizten und trockenen Unterkünften leben, wenn der Winter kommt?»

Fremdwort Integration

Aussichten auf einen Job dürften die wenigsten haben, angesichts einer Arbeitslosenquote von 25 Prozent. Umso wichtiger wäre es, ihnen eine Perspektive zu geben und Integrationskonzepte zu entwickeln. «Aber das Wort Integration kommt in der griechischen Flüchtlingsdebatte bisher überhaupt nicht vor», klagt Kanakis. Er rechnet damit, dass die meisten Menschen «mindestens zwei, drei Jahre» in Griechenland bleiben werden, wahrscheinlich sogar länger. «Doch man hat den Eindruck, dass unsere Politiker diesen Gedanken beharrlich verdrängen», sagt der Arzt.

Auch der 20-jährige Tamim hat sich damit abgefunden, dass er lange in Griechenland bleiben wird: «Ich glaube nicht, dass sich die Grenzen bald wieder öffnen», sagt der junge Afghane. Tamim lebt seit zwei Monaten im Flüchtlingslager Schisto westlich Athens. Die Lebensbedingungen in dem ehemaligen Armeecamp sind deutlich besser als in Ellinikon oder Idomeni.

«Alpha, Beta, Gamma, Delta ...» – der Afghane Tamim lernt Griechisch. Er wird es brauchen.

«Hier leben knapp 2000 Menschen», erläutert Major Vassilios Thanos bei einem Rundgang durch das Lager, das die Streitkräfte im Februar in nur elf Tagen hergerichtet haben. Die Menschen leben in Zelten. Es gibt drei Mahlzeiten am Tag, ausreichend Duschen und Toiletten, einen Kinderspielplatz mit Schaukeln.

Ursprünglich war auch dieses Camp als Durchgangslager ausgelegt. Auf den nächsten Winter sei man hier bisher nicht vorbereitet, räumt Major Thanos ein. Immerhin gibt es eine provisorische Schule. Ziad, ein Universitätsprofessor, der fünf Sprachen beherrscht und selber aus Afghanistan geflohen ist, betätigt sich als Lehrer.

Gerade nimmt er mit seinen Schülern das griechische Alphabet durch: «Alpha,

Beta, Gamma, Delta ...» Auch Tamim drückt die Schulbank. «Eher Jahre als Monate» werde er wohl in Griechenland festsitzen, ahnt der junge Mann. Da können Sprachkenntnisse nicht schaden. «Ich gebe die Hoffnung nicht auf», sagt Tamim, «selbst wenn ich hier Jahre warten muss.»

Hinter Stahlzäunen und Stacheldraht

Wenige bringen so viel Geduld auf. Prekär ist vor allem die Lage der rund 8400 Flüchtlinge und Migranten, die auf den ostägäischen Inseln festsitzen. Die meisten von ihnen müssen damit rechnen, in die Türkei zurückgeschickt zu werden, wenn der EU-Flüchtlingspakt mit Ankara jemals funktionieren sollte.

Die Lager, in denen die Menschen auf ein ungewisses Schicksal warten, gleichen eher Hochsicherheitsgefängnissen, sind von hohen Stahlzäunen und messerscharfen Stacheldrahtverhauen umgeben. Trotzdem gelingt immer mal wieder einigen der Ausbruch.

Wie jenen sechs Migranten, die Anfang der Woche versuchten, von Chios zurück in die Türkei zu schwimmen – offenbar, um von dort einen anderen Weg nach Europa zu suchen. Die Männer, fünf Marokkaner und ein Algerier, wurden völlig erschöpft von der Küstenwache aus dem Meer gefischt. «Die Strömung hatte sie bereits weit abgetrieben», berichtete einer der Retter. «Die 15 Kilometer zur türkischen Küste hätten sie niemals geschafft.»

tageswoche.ch/+orlf3

×

Das Basel Action Network hat mit GPS-Geräten die Wege von Elektroschrott verfolgt. Vom schmutzigen, aber lukrativen Geschäft mit dem Müll profitieren nur wenige.

Die Odyssee des Elektroschrotts

Für ein paar Cedis holen Slumbewohner in Agbogbloshie aus dem Elektroschrott, was sich noch brauchen lässt.

FOTO: KEYSTONE



von Adrian Lobe

Smartphones und andere elektronische Geräte sind eine Blackbox. Man weiss nicht, was drinsteckt, woher die Materialien kommen (etwa seltene Erden aus Afrika), in welchen chinesischen Fabrikhallen die Geräte zusammengeschaubt werden (etwa bei Apples Auftragsfertiger Foxconn) und auch nicht, wo die Geräte nach ihrer Nutzung landen.

Das Aktionsbündnis Basel Action Network (BAN – der Name bezieht sich auf die Basler Konvention, ein internationales Abkommen, das ein umweltgerechtes Abfallmanagement eingeführt hat und die Kontrolle der grenzüberschreitenden Transporte gefährlicher Abfälle regelt) hat nun einen Versuch gestartet. Dabei wurden 200 ausranierte Drucker mit Trackern versehen und die Geräte an mehreren Entsorgungsstationen in den USA abgegeben.

Mithilfe von GPS konnten die Aktivisten den Weg der Geräte verfolgen und die endgültige Entsorgungsstelle lokalisieren. Die Ergebnisse wurden in einem kürzlich veröffentlichten Bericht («Disconnect: Goodwill and Dell Exporting the Public's E-Waste to Developing Countries») festgehalten. Demnach landet fast ein Drittel der Drucker in Ländern (insbesondere in Hongkong und Taiwan), in denen der Import von Elektroschrott gesetzlich verboten ist.

Ein Dutzend Stationen bis zur Halde

Ein LCD-Drucker, der am 11. Dezember 2014 in einer Niederlassung des Abfallentsorgers Goodwill im US-Bundesstaat Michigan abgegeben wurde, gelangte zunächst mit dem Zug über Ohio und Indianapolis nach Kalifornien. Von dort ging es weiter nach Tijuana im Nordwesten von Mexiko und zurück zur Firma Golden Valley Trading in Kalifornien. Von dort wurde der Drucker via Hongkong nach Keelung in Taiwan verschifft, wo er schliesslich in einer Deponie in Miaoli County landete. Das GPS-Gerät teilte regelmässig den aktuellen Standort mit.

Jim Puckett, ein Mitarbeiter des BAN, machte sich in Taiwan mit weiteren Aktivisten auf Spurensuche und fand den alten Drucker schliesslich auf einer Müllhalde an einem Ortsrand. Einen Drucker, der angeblich in Las Vegas verschrottet wurde, fanden die Aktivisten wenige Wochen später auf einer Grünfläche in den New Territories in Hongkong – zwischen alten Flachbildschirmen und Fernsehgeräten.

Einige der Endlagerstätten haben die Aktivisten für ihr Projekt in Augenschein genommen. Auffällig ist, dass die Druckergeräte zum Teil über ein Dutzend Stationen ins Ausland transportiert werden. Offensichtlich verdienen mehrere Stellen bei der Entsorgung mit. Elektroschrott ist ein lukratives und gleichsam schmutziges Geschäft. Im vergangenen Jahr wurden nach Angaben der Vereinten Nationen 41,8 Millionen Tonnen Elektromüll produziert. In den Schrottteilen sind neben gifti-

gen Bestandteilen (Blei, Quecksilber und Kadmium) auch wertvolle Edelmetalle enthalten, darunter insgesamt 300 Tonnen Gold.

Elektroschrott ist eine Goldgrube. Mit der Entsorgung wurden allein im Jahr 2014 rund 48 Milliarden Euro verdient. Das Basler Übereinkommen über die Kontrolle der grenzüberschreitenden Verbringung gefährlicher Abfälle und ihrer Entsorgung vom 22. März 1989, auf dessen Einhaltung das BAN pocht, soll den Export gefährlicher Abfälle kontrollieren. Die USA sind jedoch nicht Unterzeichnerstaat und somit an den völkerrechtlichen Vertrag nicht gebunden.

Die «E-Waste-Boys» verbrennen elektrische Kabel, um an Kupfer zu kommen. Dabei atmen sie giftige Dämpfe ein, die ihre Lungen ruinieren.

Im westafrikanischen Ghana kommen jeden Tag containerweise ausranierte Elektrogeräte am Hafen an. In den staubigen Strassen der Hauptstadt Accra werden Hotelfernseher aus Holland für nicht einmal 20 Euro verkauft, auf Bazars Elektrogeräte wie Mikrowellen oder Kühlschränke aus zweiter Hand verschachert. Laut einer Reportage des Senders Al Jazeera haben niederländische Hotels mit ghanaischen Händlern Verträge zur Abnahme alter TV-Geräte geschlossen. Diese werden dann wiederum in Secondhand-Geschäften verkauft und zirkulieren weiter in der Schattenwirtschaft, wo sie ausgeschlachtet werden.

Das Lumpenproletariat Afrikas

Im Slum Agbogboshie suchen Menschen auf einer riesigen Mülldeponie nach verwertbaren Teilen. Sogar Kinder hämmern auf die Elektrogeräte ein, in der Hoffnung, ein paar wiederverwertbare Metallstücke zu ergattern. Die «E-Waste-Boys», wie die Müllsammler genannt werden, verbrennen kiloweise elektrische Kabel, um Kupfer zu extrahieren und dieses für ein paar Cedis (so heisst die Landeswährung von Ghana) auf dem Markt zu verkaufen. Dabei atmen sie giftige Dämpfe ein, die ihre Lungen und damit ihre Gesundheit ruinieren. Die toxischen Dämpfe verpesten auch die Luft, kontaminieren den Boden und vergiften das darauf wachsende Gemüse.

Es ist dieses Lumpenproletariat in Afrika, das die seltenen Erden für unsere schicken Smartphones schürft und am Ende nur die verbauten Kabelreste als letztes Glied der Verwertungskette bekommt.

tageswoche.ch/+i2w2a

Recycling

Rekord beim Elektroschrott

von Reto Aschwanden

Weltweit wurden im letzten Jahr 41,8 Millionen Tonnen Elektroschrott produziert. Das bedeutet einen neuen Höchststand, wie die Universität der Vereinten Nationen herausgefunden hat. Fast 60 Prozent des Schrotts bestand aus grösseren Haushaltsgeräten wie Kühlschränken oder Waschmaschinen. Weitere sieben Prozent bildeten entsorgte Handys, Drucker und Laptops.

Die grössten Umweltsünder sind der UNO-Uni zufolge Länder, die sich gern als besonders umweltbewusst darstellen. So wird die Liste von Norwegen angeführt, wo pro Kopf 28,4 Kilogramm Elektroschrott anfielen. Es folgen die Schweiz mit 26,3 Kilogramm, Island (26,1 Kilogramm), Dänemark (24 Kilogramm) und Grossbritannien (23,5 Kilogramm). Auch Frankreich (22,2 Kilogramm) und die USA (22,1 Kilogramm) belegen vordere Plätze.

Afrika am Schluss

In absoluten Zahlen fällt der meiste Elektromüll in den USA und in China an. Die beiden Länder tragen gemeinsam 32 Prozent zum Abfallberg bei. Auf den nächsten Rängen folgen Japan, Deutschland und Indien.

Der gesamte Abfallberg entspricht rund 1,15 Millionen Lastwagenladungen. Aneinandergereiht würden die Trucks eine 23 000 Kilometer lange Kolonne bilden.

Am wenigsten Elektroschrott fällt mit durchschnittlich 1,7 Kilogramm pro Kopf in Afrika an. Insgesamt wurden auf dem Kontinent mit mehr als einer Milliarde Einwohnern vergangenes Jahr nur 1,9 Millionen Tonnen Elektroschrott entsorgt.

Wiederverwertet wird laut der UNO-Universität gerade mal ein Sechstel des Elektroabfalls. Der Wert des rezyklierten Materials beläuft sich auf 48,5 Milliarden Euro. Das ist kein Wunder, fanden sich im Müll doch unter anderem 300 Tonnen Gold, was elf Prozent der Produktion des Edelmetalls im Jahr 2013 entspricht.

Zugleich befanden sich in dem Elektroschrott aber auch 2,2 Millionen Tonnen gefährliche Bleiverbindungen, ebenso wie Quecksilber, Kadmium, Chrom und 4400 Tonnen Fluorchlorkohlenwasserstoffe (FCKW).

tageswoche.ch/+rrlqw

×

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Guldenfels-Rudin, Willy, von Bottmingen/BL, 29.01.1920–14.05.2016, Langmattweg 7, Allschwil, Trauerfeier: Donnertag, 26.05., 14.00 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Römer-Räuchle, Heinz-Dietmar, aus Deutschland, 28.09.1928–10.05.2016, In den Reben 15, Allschwil, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Stevenson-Penson, Gwendolyn Alice, aus dem Vereinigten Königreich, 30.09.1920–15.05.2016, Neuweilerstr. 33, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Freitag, 03.06., 14.00 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Basel

Albert-Hofer, Arlette Therese, von Basel/BS, 16.04.1932–03.05.2016, Bruderholzstr. 104, Basel, wurde bestattet.

Bonato, Maria, von Biasca/TI, 14.07.1922–08.05.2016, Reb-gasse 16, Basel, wurde bestattet.

Brun-Büttner, Anne-liese Waltraut, von Entlebuch/LU, 14.02.1934–06.05.2016, Wasgenring 76, Basel, wurde bestattet.

Cuevas, Juan, aus Spanien, 14.10.1944–09.05.2016, Klybeckstr. 45, Basel, wurde bestattet.

Egli-Schauelberger, Ruth Klara, von Basel/BS, 24.02.1932–16.05.2016, Leimenstr. 67, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Eismann, Erika, von Basel/BS, 27.09.1924–15.05.2016, Bernerring 43, Basel, wurde bestattet.

Engeli-Widmer, Ernst, von Basel/BS, 01.02.1934–08.05.2016, Güterstr. 321, Basel, wurde bestattet.

Häner-Hunziker, Erika Clemence, von Basel/BS, 17.06.1929–10.05.2016, Mühlhau-serstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Joller, Elisabeth, von Dallenwil/NW, 10.06.1935–11.05.2016, Horburgstr. 54, Basel, wurde bestattet.

Kamber, Heidi, von Hägendorf/SO, 22.05.1925–11.05.2016, Burgfelderstr. 188, Basel, wurde bestattet.

Kaufmann, Rolf, von Wauwil/LU, 04.08.1944–09.05.2016, Im Burgfelderhof 30, Basel, wurde bestattet.

Kehr-Waldmeier, Anna Fridolina, von Basel/BS, 07.11.1915–10.05.2016, Dorfstr. 38, Basel, Trauerfeier: Montag, 23.05., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Lützelschwab-Ryba, Maria Stephanie, von Magden/AG, 21.12.1930–10.05.2016, Karl Jaspers-Allee 31, Basel, wurde bestattet.

Marino-Delliponti, Francesca, von Basel/BS, 25.02.1926–12.05.2016, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Michel, Georg, von Kerns/OW, 04.05.1942–12.05.2016, Laufenstr. 8, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Müller-Kohler, Marc, von Unterkulm/AG, 23.11.1922–01.04.2016, Sternengasse 27, Basel, Trauerfeier: Freitag, 20.05., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Mutterer, Günther, von Basel/BS, 28.11.1932–13.04.2016, Riehenstr. 41, Basel, Trauerfeier: Freitag, 20.05., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Niederhauser, Samuel, von Eriswil/BE, 04.02.1943–13.05.2016, Henric Petri-Str. 26, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Räber-Götz, Peter, von Madiswil/BE, 09.10.1946–10.05.2016, Schleifenbergstr. 39, Basel, wurde bestattet.

Ryhiner, Verena Esther Christine, von Basel/BS, 07.03.1957–11.05.2016, Vogesenstr. 139, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Sigrist, Johann, von Sigriswil/BE,

25.05.1932–08.05.2016, St. Alban-Vorstadt 85, Basel, wurde bestattet.

Silvani-Marty, Denise, von Sumvitg/GR, Varen/VS, 20.12.1953–08.05.2016, Bachletenstr. 19, Basel, wurde bestattet.

Stauffer-Lanz, Agnes Regina, von Basel/BS, 18.08.1933–07.05.2016, Rudolfstr. 43, Basel, wurde bestattet.

Testa-Maneggia, Giuseppa, von Riehen/BS, 18.03.1926–11.05.2016, Bruderholzweg 21, Basel, wurde bestattet.

Trnavac-Pejovic, Dragica, aus Montenegro, 20.03.1935–15.05.2016, Frobenstr. 30, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Tschernko-Arnold, Maximilian Johann, von Basel/BS, 27.08.1921–04.05.2016, Wasgenring 54, Basel, wurde bestattet.

Urfer-Eggler, Eugen, von Bönigen/BE, 21.05.1938–04.05.2016, Gartenstr. 73, Basel, wurde bestattet.

Varini-Hofmann, Gianfranco Carlo, von Muralto/TI, 05.02.1930–12.05.2016, Weiherweg 38, Basel, wurde bestattet.

Walter-Sixt, Karl, von Riehen/BS, 11.03.1938–05.05.2016, Rudolfstr. 43, Basel, wurde bestattet.

Yagci, Theresia, von Zürich/ZH, 30.10.1928–12.05.2016, Holestr. 119, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Zaurezny-Frassini, Giovanna Maria, von Basel/BS, 23.08.1933–10.05.2016, Oberwilerstr. 157, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Münchenstein

Böhner-Plüss, Verena, von Zürich/ZH, Basel/BS, 14.12.1929–02.05.2016, Klusstr. 9, Münchenstein, Abdankung: Samstag, 21.05., 13.30 Uhr, Neua-postolische Kirche, Zihlackerstr. 32, Reinach. Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Feigenwinter, Markus Leo, von Reinach/BL,

23.05.1933–12.05.2016, Ringstr. 8, Münchenstein, Trauerfeier und Urnenbestattung: Freitag, 27.05., 14.30 Uhr, Friedhof Fiechten Reinach.

Muttenz

Rebstock, Alfred, von Birsfelden/BL, 01.02.1941–11.05.2016, Unterwartweg 39, Muttenz, Trauerfeier: Dienstag, 24.05., 14.00 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz. Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Schuler-Storrer, Paula, von Sattel/SZ, Basel/BS, 18.11.1926–30.04.2016, Reichensteinerstr. 55, APH Käppeli, Muttenz, wurde bestattet.

Seiler-Schenk, Mari-anne, von Muttenz/BL, 10.11.1937–06.05.2016, St. Arbogast-Str. 20, Muttenz, Verabschiedung: Freitag, 20.05., 15.30 Uhr, Abdan-kungsraum Friedhof Muttenz.

Tresch-Huang, Josef, von Muttenz/BL, Gurtmellen/UR, 13.07.1956–08.05.2016, Lerchenstr. 6c, Muttenz, wurde bestattet.

Pratteln

Mohler, Ernst, von Pratteln/BL, 02.07.1924–16.05.2016, Bahnhofstr. 37, APH Madle, Pratteln, Trauerfeier: Mittwoch, 25.05., 14.00 Uhr, Friedhof Blößen, Abdankungskapelle. Beisetzung im engsten Familienkreis.

Salani-Bogo, Antonietta, von Pratteln/BL, 03.02.1927–11.05.2016, Bahnhofstr. 37, APH Madle, Pratteln, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Urech, Karl, von Hallwil/AG, 21.01.1939–05.05.2016, Hof Krummacher 20, Pratteln, Abdankung: Freitag, 27.05., 14.00 Uhr, Besamm-lung ref. Kirche, Schauenburgerstr. 3, Pratteln.

Reinach

Bernasconi-Gehrig, Louise, von Ammerswil/AG, 26.12.1926–02.05.2016, Aumattstr. 79, Reinach, wurde beige-setzt.

Larsen-Sleumer, Erika, von Reinach/BL, 07.04.1926–09.05.2016, Hochwaldstr. 2, Reinach, Trauerfeier und Erdbestattung im engsten Familienkreis.

Tomanik, Hans Joachim, 29.10.1939–29.04.2016, Tulpenweg 7, Reinach, Trauerfeier: Freitag, 20.05., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Riehen

Lorenzini, Olivio, von Wolfisberg/BE, 11.04.1965–07.05.2016, Friedhofweg 11, Riehen, wurde bestattet.

Schaffner-Leuenberger, Heidi Agnes, von Basel/BS, 22.02.1933–14.05.2016, Helvetierstr. 15, Riehen, Trauerfeier: Dienstag, 24.05., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Welke-Schilling, Andreas, von Basel/BS, 02.01.1939–03.05.2016, Schützen-gasse 60, Riehen, wurde bestattet.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

«Julieta», der neue Film von Pedro Almodóvar ist da. Der Stil des spanischen Regisseurs ist unverkennbar, aber was macht sein Werk so fesselnd? Sieben Zutaten für sein Erfolgsrezept.

Alles über Almodóvar

Pedro Almodóvar hat sich mit seinen mittlerweile zwanzig Kinofilmen seine eigene Marke geschaffen.

FOTO: KEYSTONE





Julieta (Emma Suárez, zweite. v.l.) ist die Hauptfigur in Almodóvars neuem Film.

von Andreas Schneitter

Vor dreissig Jahren war Julieta jung und glücklich, nun ist sie 50 und steht vor den Trümmern des Lebens. Wie kommt sie da wieder raus? Was lief schief mit Mann und Tochter? Und wie schafft es Pedro Almodóvar, dass seine Frauen auch kurz vor dem Zusammenbruch noch so anbetungswürdig aussehen?

Zum Kinostart von «Julieta», dem neuen Film von Pedro Almodóvar, die sieben wichtigsten Zutaten im Werk des spanischen Regisseurs.

1. Die Frau

Raimunda, die Putzfrau, die in der Küche das Blut ihres erstochenen Mannes vom Boden aufwischt. Manuela, die Krankenschwester, die auf der Suche nach dem Vater ihres verstorbenen Sohns zum guten Engel der Transvestiten-Szene von Barcelona wird. Gloria, die Hausfrau, die aus Frustration und Eifersucht im Affekt ihren Mann mit einer Schinkenkeule erschlägt. Die Kitschautorin Leo, der nach einer Ehekrise nur noch bizarre Tragödien gelingen. Frauen tragen die Geschichten durch Almodóvars Filme, verehrungswürdig in ihrem Alltag, gebeutelt von Schicksalen, zuverlässig im Zusammenkehren der Scherben. Während die Männer, die Almodóvar ihnen zur Seite stellt, in der Regel als Unheilbringer dienen, stehen die Frauen im Zentrum der Geschichte und damit in der Welt von Almodóvars Kino.

Kein Wunder, dass sie immer wieder zu ihm zurückkehren – während Jahren hielt Carmen Maura Almodóvars Filme zusammen, später löste Victoria Abril sie ab, zuletzt war die aus Hollywood heimgeholte Penelope Cruz mehrmals seine Muse. Nur wenige Male schenkt Almodóvar Männern

die Hauptrollen und erlaubt ihnen, mehr zu sein als Stichwortgeber, um die Story voranzubringen: In «La ley del deseo», «La mala educación» und «La piel que habito». Alles keine Heldengeschichten, sondern abgründige Romantik, in der sich die Figuren gegenseitig durch Macht, Gewalt und Wahn aneinanderfesseln und ins Verderben ziehen. Da hellen keine Schönheiten des Alltags die schwarzen Geschichten auf, und keine Mutterfiguren rücken am Ende die aus den Fugen geratenen Verhältnisse wieder gerade. Womit wir beim nächsten Punkt wären:

2. Die Begierde

«El deseo», die Begierde, hiess die Produktionsfirma, die Almodóvar zusammen mit seinem Bruder gründete. Und tatsächlich handeln zahlreiche seiner Filme davon, was Menschen einander aus lauter Leidenschaft antun können. Almodóvar braucht dafür nicht mehr Spezialeffekte als die geduldige Kamerafahrt über verschlungene Körper, etwa in der wunderbar gefilmten Bettszene von «Carne trémula».

Leidenschaft bringt Helden oder Monster hervor, sagte Almodóvar einst. In seinen Filmen meistens beides.

Sind die Verstrickungen von Körpern und Beziehungen in seinen früheren Filmen wie etwa im Durchbruchwerk «Muñeca al borde de un ataque de nervios» noch als schrille Farce und überdrehte Komikerzähl, glühen die Menschen später unter der spanischen Sonne vor einem Verlangen,

das in Gift umschlägt. Neurosen kippen nicht in die Groteske, sondern in fatale Obsessionen, bis das Objekt der Begierde gebunden oder vernichtet ist. Beispielhaft die mythenbeladene Erzählung des plastischen Chirurgen Antonio Banderas in «La piel que habito», der das Ebenbild seiner verstorbenen Frau aus eingekerkerten jungen Menschen wieder heranoperiert, oder der entlassene Sträfling in «¡Átame!», der seine Auserkorene so lange ans Bett fesselt, bis sie freiwillig bei ihm bleibt. Leidenschaft bringt entweder Helden oder Monster hervor, sagte Almodóvar einst. In seinen Filmen meistens beides.

3. Die Tragödie

Man soll sich von den strahlenden Farben, den schönen Frauen und den manchmal so süffigen wie komödiantischen Schlenkern nicht täuschen lassen: Auf den Regisseur und die hoffnungsvolle Schauspielerin in «Los abrazos rotos», die sich vor dem herrischen Produzenten und Ehemann in eine bessere Karriere und ein glücklicheres Leben davon machen wollen, warten Tod und Blindheit. In «Hable con ella» will ein Krankenpfleger durch Tablettenmissbrauch seiner Angebeteten ins Wachkoma nacheilen, was misslingt: Sie wacht auf, er stirbt. Und in der homosexuellen Dreiecksbeziehung «La ley del deseo» bringt sich der frisch entdeckte Antonio Banderas als getäuschter Liebhaber um, nachdem er den lang ersehnten Sex gekriegt hat.

Geschichten sind nach Dürrenmatt dann zu Ende erzählt, wenn sie die schlimmstmögliche Wendung genommen haben. Almodóvar hält sich nicht immer daran und erlaubt seinen Figuren manchmal in einem Anfall von Güte und Erbarmen, sich einigermassen unversehrt aus der Katharsis herauszuwinden. Aber wenn er wie ein Strafgericht über die Lächerlichkeit der menschlichen Hybris fährt, bleiben nur Trümmer übrig.

4. Der Witz

Was wäre das Melodram ohne seine Kontraste, den hinterhältigen Witz und schwarzen Humor. Almodóvar hat besonders die drastischen Stoffe seines Frühwerks in bizarre Handlungen und frivole Töne gekleidet. Sein Spielfilmdebüt «Pepi, Luci, Bom y otras chicas del montón» handelt zwar von Vergewaltigung, sadistischen Ehemännern und brutalen Polizisten, denkwürdigste Szene ist jedoch ein Erektionswettbewerb in einem Punkschuppen in Madrid. Später gibt es schwule Islamisten, eine Groteske um Hitler-Tagebücher und reichlich makabren Witz über Selbstmordversuche.

Nach Jahren des Schwermuts, des beinahe schon Fassbinderschen trüben Realismus oder der bitteren Psychogramme ist Almodóvar zuletzt mit «Los amantes pasajeros» wieder zu den deftigen Zoten zurückgekehrt. Flott erzählt ist das noch im-

mer, aber aus ausgefallenen sexuellen Vorlieben und entsprechend überbordendem Ulk lässt sich, anders als in den Achtzigerjahren, kaum noch Empörungspotenzial pressen. Sein Frühwerk benutzte den derben Witz und die Kulisse des urbanen Underground als bissige Attacken auf die Verklemmung des Franquismus. In «Los amantes pasajeros» bleiben noch vereinzelte ätzende Kommentare auf den Umgang einer krisengeschüttelten Gesellschaft mit ihren Ärmsten zurück: Was tut die Besatzung eines Passagierflugzeuges, wenn die Maschine kaputt ist und dem Absturz entgegenrast? Als Erstes die Economy Class unter Drogen setzen, damit sie von dem sich anbahnenden Crash nichts mitkriegt. Macht eh nur Ärger.

5. Die Kirche

Aufgezogen von Mönchen, die ihn zu einem überzeugten Kirchengegner formten, muss die Kirche bei Almodóvar regelmässig für Attacken herhalten – entweder als Repräsentantin für verrottete Moral oder als Zielscheibe der Lächerlichkeit. Das begann 1983 mit «Entre tinieblas», dessen deutscher Titel «Das Kloster zum heiligen Wahnsinn» viel mehr nach dem schrägen Klamauk klingt, welcher der Film tatsächlich ist.

Der derben Farce folgte in «Matador» die Geschichte eines jungen Stierkämpfers, dessen religiöse Mutter ihn zu einem psychischen Wrack mit gewaltobsessivem Männlichkeitsbild geformt hatte. Und «La mala educación» handelt von Missbrauch in einem katholischen Internat. Subtiler sind die Spitzen, die sich weniger gegen die Institution Kirche als gegen das moralische Denken richten, das im Verbund mit der faschistischen Diktatur jahrzehntelang das Denken in Spanien vergiftete. Die Wiederkehr der Toten («Volver»), die unheilvolle Dynamik von Schuld und Sühne, die exzessive Promiskuität und die sexuellen Brutalitätsneurosen als Resultat einer unterdrückten Freiheit sind die Themen, durch die sich Almodóvars zerrüttetes Personal mühen muss.

6. Der gesellschaftliche Rand

Transvestiten, Punkrocker, Prostituierte – vor allem in seinen Anfängen schuf Almodóvar Figuren, die sich am Rande der Gesellschaft bewegen und aus jenen subkulturellen Randregionen Madrids stammen, in denen sich der junge Regisseur selbst bewegte. Um Milieustudien, das zeigten besonders die krachenden Komödien, ging es Almodóvar hingegen nicht, sondern um das Niederreißen der damals noch starren gesellschaftlichen Schranken. Quasi als Spiegelbild zu Woody Allen, bei dem der kultivierte Vorhang der bürgerlichen Gesellschaft regelmässig zerfällt, setzt Almodóvar seine Nachtvögel dem Verlust, der Obsession, der Rache – also existenziellen zwischenmenschlichen Herausforderungen aus. Herausragendes

Werk dieses Strangs ist das preisgekrönte, für Almodóvar ungewohnt stille «Todo sobre mi madre», das fast ausschliesslich in der Transvestitenszene von Barcelona spielt, es jedoch behutsam vermeidet, ein Sozialdrama zu erzählen. Um Freundschaft geht es, um Krankheit und Tod und darum, dass nichts so sehr das Leben in geordnetem Gang hält wie der Gleichmut, mit dem Schicksalsschläge hingenommen werden.

7. Der Autorenfilmer

Man kann durch Almodóvars Schaffen nicht hindurchschauen, ohne dahinter den europäischen Film der Sechziger- und Siebzigerjahre zu erblicken, seinen Landsmann Buñuel vor allem. Auch Almodóvar hat mit seinen mittlerweile zwanzig Kinofilmen seine Marke, seine Kennzeichen geschaffen. Visuell, aber vor allem in der Erzählung. Das beweist sein internationaler Ruf, der sich der anhaltenden ästhetischen Treue zum Trotz behauptet.

«Europäisches Kino ist das Gegenteil von Globalisierung, es ist das Gegenkonzept zum Einheitsdenken Hollywoods», sagte Almodóvar einst. Diese Abwehr reflektiert natürlich sein filmisches Schaffen, das allzu menschliche Geschichten gerne

aus den Nischen heraus erzählt. Aber sie verrät auch, wie die Marke Almodóvar ihr Thema gefunden hat.

Almodóvars Filme sind mittlerweile auch dann sofort als solche erkennbar, wenn dem Betrachter nicht mehr Penelope Cruz' überwältigende Sinnlichkeit entgegenstrahlt. Sie haben ihren Ton. Wahrscheinlich deshalb drehen sich seine Werke immer häufiger um ihr eigenes Wesen.

Am augenfälligsten war sein Selbstgespräch 2009 in «Los abrazos rotos», der als Film komplett im Filmmilieu spielt. Hier wird das Liebespaar aus Regisseur und Schauspielerin vom gehörnten Produzenten durch das eigene Werk in den Karriereknick, den Ruin und schliesslich das Verderben getrieben. Das Unglück überfällt Almodóvars Figuren nun nicht mehr durch direkte, rohe Gewalt, sondern aufgrund der gemeinsamen Leidenschaft: dem Film. tageswoche.ch/+sfxfc ×

«Julieta» läuft im Kultkino Basel.

ANZEIGE

Stimmen
Festival
12.-31. Juli '16

JAMIE CULLUM
Dweezil Zappa
Plays Frank Zappa
José James
Alejandra Ribera
Tindersticks
Y'AKOTO

Hindi Zdraha
Rocky Dawuni
The Massive
Ed Motta
Ensemble Corund
Suzanne Vega
Jesper Munk
Akua Naru

FRANK TURNER & Get Well Soon
THE SLEEPING SOULS
Songbirds
Ernest Ranglin & Friends
Cheikh Lô, Carmen Souza, Tony Allen u.a.
MAX MUTZKE
Yael Deckelbaum
Dorothee Mields & Mine & lauten compagney
Holly Macve
Klufmann & Julian Behr

REVOLVERHELD
Sophie Mockemalör

TICKETS: WWW.STIMMEN.COM

Premiumsponsoren: Sparkasse Lössach-Rheinfelden badenova

... und viele mehr!

Wer übernimmt die Verantwortung? Wurde zu spät reagiert? Und wie geht es nun weiter? Kulturchef Philippe Bischof nimmt Stellung zum Finanzfiasco im Historischen Museum.

«Wir hatten keine Verdachtsmomente»

von Karen N. Gerig

Nach dem Finanzfiasco, das die ehemalige Direktorin Marie-Paule Jungblut im Historischen Museum Basel (HMB) hinterlassen hat, sind Fragen offen geblieben – solche nach Kontrollmechanismen und Verantwortlichkeit. Wir haben Philippe Bischof, Leiter der Abteilung Kultur im Präsidialdepartement, mit den drängendsten Fragen konfrontiert. Die Antworten klingen technisch, sind aber aufschlussreich.

1. Auf welcher rechtlichen Grundlage werden die Basler Museen betrieben?

Die Basler Museen sind Dienststellen des Kantons, ihr Betrieb wird durch das Museumsgesetz geregelt. Dieses garantiert ihnen ein Globalbudget und die «inhaltliche, organisatorische, personelle und finanzielle Selbstständigkeit» innerhalb der kantonalen Gesetze. Ebenfalls im Museumsgesetz festgeschrieben ist die Möglichkeit der Kreditübertragung beziehungsweise das sogenannte Bonus-Malus-System.

2. Welche Kontrollmechanismen existieren im Finanzbereich?

Ausgehend vom Jahresbudget, das vom Departement geprüft und vom Grossen Rat bewilligt wird, erstellen alle Dienststellen dreimal jährlich einen Bericht, den die Museumsdirektion und die kaufmännische Direktion verantworten. Die museumsinterne Budgetkontrolle untersteht ebenfalls diesen beiden Funktionen. Am Ende eines Jahres gibt es den Jahresbericht, der vom Departement, der Regierung und vom Grossen Rat abgenommen wird.

3. Haben die Zwischenberichte des HMB beim Departement nicht die Alarmglocken schrillen lassen?

Nein, nicht bis zum Zwischenbericht von Ende November 2015, sagt Philippe



«Die Museumskommission hat keine Aufsichtspflicht.»

Philippe Bischof

Bischof. «Und selbst wenn diese Berichte Schwankungen aufweisen, muss dies nicht zwingend ein Zeichen für Missstände sein, weil es eben dieses Bonus-Malus-System und ausstehende Drittmittelzahlungen gibt.» Das Historische Museum Basel verfügte laut Finanzkontrollbericht am 31. August 2015 über Rücklagen für Sonderausstellungen in Höhe von 568 000 Franken. Das Defizit von 742 400 Franken Ende 2015 (darin ist auch die Abgangsentschädigung für Marie-Paule Jungblut enthalten) wird dadurch weitgehend aufgefangen, es gibt also heute kein bestehendes Budgetloch in dieser Höhe und auch keine zusätzliche Beanspruchung von Steuergeldern. Fakt ist aber, dass das Museum deshalb ohne Mittel für Sonderausstellungen dasteht, weil alle Rückstellungen aufgebraucht sind.

4. Wird es in den nächsten zwei Jahren im HMB also keine Sonderausstellungen geben?

Die bereits geplanten Sonderausstellungen werden bis auf Weiteres realisiert, aktu-

ell gerade die Erasmus-Ausstellung. «Das Budget für 2016 wurde seit dem Abgang von Marie-Paule Jungblut bereinigt, weitere Einsparungen zu prüfen und zu realisieren haben wir der interimistischen Direktion in Auftrag gegeben», sagt Bischof. «Allerdings werden dabei jegliche Personalmassnahmen strikte ausgeschlossen. Gestrichen oder gekürzt wurden etwa noch von Frau Jungblut geplante Vorhaben in den Bereichen der Gestaltung von Ausstellungsarchitektur und Werbemitteln. Insgesamt wurde die Vergabe von Aufträgen an Firmen oder Personen im Ausland gestoppt, wodurch Mehrwertsteuerabgaben vermieden werden können. Auch wurden die einzelnen Projekte wo möglich redimensioniert und externalisierte Aufgaben wieder ins Museum zurückgeholt.»

5. Warum wurde im September 2015 die Finanzkontrolle eingeschaltet?

«Die Prüfung der Museumsrechnung von August 2015 durch die Finanzkontrolle war ein Auftrag, den wir erteilt haben, weil es auf Leitungsebene einen Wechsel gab», sagt Bischof. «Wir wollten für die interimistische Direktorin Gudrun Piller klare Verhältnisse schaffen. Dies ist ein ganz normaler Vorgang beim Wechsel der Leitung einer Dienststelle oder einer Museumsdirektion. Wir hatten zu jenem Zeitpunkt keine Verdachtsmomente hinsichtlich der finanziellen Situation, zumal die Rechnungen der Jahre 2013 und 2014 ausgeglichen oder sogar positiv gewesen waren.»

6. Das HMB hat also gar keine Geldprobleme?

«Natürlich hat das HMB ein Problem, da in der Ära Jungblut alle Reserven aufgebraucht wurden und damit auch alle Mittel für Ausstellungen aufgebraucht sind. Aber das Museum kann seinen Tagesbetrieb führen und der Personalbestand ist gesichert», sagt Bischof. Mit Blick nach vorne ging es der Abteilung Kultur und der interimisti-

Ausstellung



Auf den Spuren von Erasmus

Mit «Erasmus MMXVI» setzt das Historische Museum Basel dem grossen Humanisten, der im 16. Jahrhundert in Basel wirkte, ein multimediales Denkmal fast ohne physische Ausstellungsobjekte. Auf einem auf Augmented Reality basierenden Parcours durchs Museum und einem Spaziergang durch die Stadt kann man in die Welt und in das Denken von Erasmus von Rotterdam eintauchen. ×

Ab Fr, 20. Mai, Historisches Museum Basel.
• www.hmb.ch

Konzert

Lou Reeds Lärm neu umgesetzt

«Metal Machine Music» von Lou Reed galt bei ihrem Erscheinen 1975 als eine der unhörbarsten Platten der Musikgeschichte, besteht sie doch zu weiten Teilen aus ohrenbetäubendem Gitarren-Feedback. Unter Avantgardisten aber mauserte sich das Werk über die Jahre zu einer Referenzgrösse für Neutöniges. Hier kommt das Ensemble Phoenix Basel ins Spiel, ein «variabler Klangkörper für zeitgenössische Musik», der eine von Ulrich Krieger umgeschriebene Fassung von Lou Reeds Lärm in der Kaserne zur Aufführung bringt. ×

Sa, 21. und So, 22. Mai, 20 Uhr, Kaserne Basel.
• www.kaserne-basel.ch

schen Direktion darum, die Fehler im Projektmanagement der ehemaligen Direktorin, wie sie die Finanzkontrolle moniert hat, vollständig zu beheben: fehlende schriftliche Verträge, Aufträge an befreundete Personen, Mängel bei den Ablaufprozessen und fehlende Budgetkontrollen, fehlende Konkurrenzofferten, keine vollständigen Controlling-Vorlagen für Projekte. Der Bericht der Finanzkontrolle hat diese Mängel im Detail aufgelistet, ebenso die Verantwortlichkeiten dazu und die empfohlenen Massnahmen. «Bis auf eine Massnahme sind inzwischen alle umgesetzt, da hat Frau Pillar mit ihrem Team ausgezeichnete Arbeit geleistet», sagt Bischof. Verwaltungsleiter Matthias Gnehm, der das Budget 2015 und 2016 zusammen mit Marie-Paule Jungblut verantwortete, hat auf Ende Juni 2016 gekündigt und verlässt das Museum.

7. Hat Marie-Paule Jungblut zu wenig Drittmittel erwirtschaftet?

Da die Frequenz der Projekte durch Marie-Paule Jungblut auf eigene Entscheidung mehr als verdreifacht wurde – neben Sonderausstellungen kamen aufwendige Nebenprojekte wie beispielsweise die Ausarbeitung eines Computerspiels dazu –, hätte sie auch die Drittmittel massiv steigern müssen. «Das hat sie aber nicht ausreichend geschafft und offensichtlich zu optimistisch geplant», meint Bischof.

8. Hätte der Abteilungsleiter Kultur früher eingreifen müssen?

«Es gab bis Herbst 2015 keine Anzeichen dafür, dass wir auf finanzieller Ebene hätten eingreifen müssen», sagt Bischof. Als die Hinweise auf Missstände vor allem im

Marie-Paule Jungblut.

FOTO: B. BORNAND



personellen Bereich konkret benannt und schriftlich deponiert wurden, habe man die nötigen Massnahmen ergriffen in Form von Coachings, Gesprächen und Verweisen, später kam es dann zur Trennung.

9. Hätte die Museumskommission eingreifen können?

«Die Kommission ist ein rein beratendes Gremium ohne explizite Aufsichtspflicht», sagt Bischof. Sie kann von der Direktion über finanzielle Belange informiert werden, aber sie steht nicht in der Verantwortung für das Budget.

10. Wird nun das Controlling im Museumsbereich verschärft?

«Wir sind jetzt daran, weitere Massnahmen auszuarbeiten», sagt Bischof. Diese sollen sich primär auf den Bereich der Ausstellungsbudgets und der Projekte konzentrieren, dort, wo Drittmittel eine grosse Rolle spielen und damit auch die grösste planerische Unsicherheit herrscht. Das Augenmerk liegt hier auf einer Überprüfung der Drittmittelakquise und auf der Mehrjahresplanung: «Wir überlegen auch, ob es sinnvoll wäre, dass künftig eine mehrjährige Ausstellungsplanung mit Finanzierungsübersicht vorgelegt werden und regelmässig aktualisiert präsentiert werden muss», sagt Bischof.

11. Ist eine solche Verschärfung innerhalb des bestehenden Museumsgesetzes möglich?

Das wird laut Bischof zur Zeit abgeklärt. Das Thema Controlling wird auch in der Museumsstrategie aufgegriffen. Darin soll den Museen zwar einerseits mehr unternehmerischer Spielraum zugestanden werden, gleichzeitig muss aber nun das Controlling auch massvoll verschärft werden. Keine leichte Aufgabe, sagt Bischof, auch weil man noch nicht endgültig geklärt hat, ob das Museumsgesetz in seiner jetzigen Form als Grundlage dafür taugt. Die Strategie wird – nach einiger Verzögerung – im Herbst 2016 dem Regierungsrat vorgelegt.

12. Wann wird die neue Leitung des HMB bekannt gegeben?

«Die Findungskommission steht derzeit im Gespräch mit möglichen Kandidatinnen und Kandidaten. Wichtig war uns, dass vor dem Stellenantritt der neuen Direktion alle Massnahmen aus dem Bericht der Finanzkontrolle erfolgreich umgesetzt sind und das Museum ein ausgeglichenes Budget hat. Unsere Aufgabe ist es, ein bereinigtes Haus zu übergeben», sagt Bischof. Die Anforderungen an die neue Direktion sind verfeinert worden. «Sicher prüfen und gewichten wir die Führungsqualitäten und die kaufmännisch-betriebswirtschaftlichen Qualifikationen noch stärker als vor drei Jahren», sagt Bischof.

tageswoche.ch/+msj4u ×

Kinoprogramm

Basel und Region 20. bis 26. Mai

ANZEIGE



**EXKLUSIVE VORTEILE
SCHWEIZWEIT GÜLTIG**

PATHE PASS

UNLIMITIERTES
KINOVERGNÜGEN

40.^{CHF}
/ MONAT

Konditionen an der Kinokasse und online erhältlich.

BASEL MI STADT PATHE MI KINO
pathe.ch/basel

BASEL CAPITOL

Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **ANGRY BIRDS - DER FILM** [6/4 J]
SA/SO: 11.20
SA/SO/MI: 13.30/15.30⁰
- **THE JUNGLE BOOK - 3D** [8/6 J]
13.00/15.20-FR/SO/MI: 17.40
FR: 22.20-SA/MO/MI: 20.00⁰
FR/SO/DI: 20.00 SA: 17.40/22.20^{Eid/ff}
- **THE JUNGLE BOOK** [8/6 J]
SA/SO: 10.30⁰
- **THE MAN WHO KNEW INFINITY** [12/10 J]
FR/SO/DI: 13.20-SA: 11.00
SA/MO/MI: 18.10^{Eid/ff}
- **SA/MO/MI: 13.20-SA: 11.00⁰**
- **BAD NEIGHBORS 2** [12/10 J]
FR/MO/DI: 13.30
FR-SO/DI/MI: 16.00/18.15/
20.45-FR/SA: 22.45
SA/SO: 12.30-MO: 15.30/17.30⁰
- **THE FIRST AVENGER - CIVIL WAR - 3D** [12/10 J]
14.20/17.20/20.20
FR/SA: 23.20⁰
21.00-FR/MO/DI: 14.00
FR/SA: 22.30^{Eid/ff}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **DON'T BLINK - ROBERT FRANK** [12/10 J]
FR/SA/MO-MI: 12.15^{Eid}
- **THE CHINESE LIVES OF ULI SIGG** [0/0 J]
FR/MO/MI: 12.20^{Ov/ff}
- **A MAN CALLED OVE** [12/10 J]
16.45/21.00
FR/SA/MO-MI: 12.30^{Ov/ff}
- **OUR LITTLE SISTER** [16/14 J]
FR/SO-MI: 13.15^{Jap/d}
- **SONITA** [8/6 J]
14.00^{Ov/d}
- **JULIETA** [12/10 J]
FR-SO/DI/MI: 14.15/16.30/
18.45/21.00
MO: 15.00/20.15^{Sp/d/ff}
- **UNE FAMILLE À LOUER** [8/6 J]
14.45/19.00^{Id}
- **LA BELLE SAISON** [12/10 J]
15.45-FR/DI: 20.30
MI: 21.15^{Id/ff}
- **A BIGGER SPLASH** [16/14 J]
16.00/20.45-FR/DI: 18.00^{Eid}
- **JOURNEY IN SENSUALITY** [16/14 J]
18.00-SO: 11.45
MO-MI: 12.10^{Eid/ff}
- **KOLLEKTIVET - THE COMMUNE** [12/10 J]
18.30-SO: 11.10^{Dän/d}
- **WELCOME TO ICELAND** [16/14 J]
19.20-MO-MI: 13.30^{Dialekt/ff}
- **HAIL, CAESAR!** [8/6 J]
21.20^{Eid}
- **EL CLAN** [16/14 J]
SA-MI: 15.30^{Ov/ff}
- **DISTANCIA** [12/10 J]
SO: 11.00^E
- **IN ANWESENHEIT DER REGISSEURIN**
- **MR. GAGA** [12/10 J]
SO: 11.00
- **SCHELLEN-URSLI** [6/4 J]
SO: 12.30^{Dialekt}
- **HEIDI** [0/0 J]
SO: 13.15^{Dialekt}
- **LE FILS DE JOSEPH** [12/10 J]
MI: 19.00^{Id}

PATHÉ PLAZA

Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **X-MEN: APOCALYPSE** [12/10 J]
14.00/17.00/20.00
FR/SA: 23.00⁰

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **THE MAN WHO KNEW INFINITY** [12/10 J]
14.30/17.00^{Eid/ff}
- **THE JUNGLE BOOK - 3D** [8/6 J]
18.00-FR/MO/MI: 15.00⁰
- **X-MEN: APOCALYPSE** [12/10 J]
FR-DI: 20.00⁰
- **X-MEN: APOCALYPSE - 3D** [12/10 J]
FR-DI: 20.45^{Eid/ff}

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- **VOYAGE EN CHINE** [16/14 J]
14.45/18.45^{Id}
- **A HOLOGRAM FOR THE KING** [14/12 J]
21.00-FR-DI: 15.00^{Eid/ff}
- **LOLO** [12/10 J]
16.45^{Id}
- **DAS LEBEN DREHEN** [14/12 J]
FR-DI: 17.15^{Dialekt/ff}
- **HEAVENLY NOMADIC** [0/0 J]
19.00-SO: 13.00^{Ov/ff}
- **LOS AMANTES DE CARACAS** [16/14 J]
20.45^{Sp/d}
- **CHOCOLAT** [12/10 J]
SO: 12.45^{Id}
- **ZAUBERLATERNE** [6 J]
MI: 14.00/16.00⁰

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **WHAT WE DO IN THE SHADOWS** [12/10 J]
FR: 21.00^{Eid}
- **LA BÊTE** [18 J]
SA: 21.00^{Id}

PATHÉ KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **THE BOSS** [12/10 J]
17.45-FR/MO-MI: 12.15⁰
- **ANGRY BIRDS - DER FILM - 3D** [6/4 J]
12.20/14.30-FR/SO/DI: 16.40
SA/SO: 10.15-SA/MO/MI: 18.50⁰
FR/SO/DI: 18.50 SA/MO/MI: 16.40^{Eid/ff}

- **ANGRY BIRDS - DER FILM** [6/4 J]
SA/SO: 11.20
SA/SO/MI: 13.30/15.30⁰
- **THE JUNGLE BOOK - 3D** [8/6 J]
13.00/15.20-FR/SO/MI: 17.40
FR: 22.20-SA/MO/MI: 20.00⁰
FR/SO/DI: 20.00 SA: 17.40/22.20^{Eid/ff}
- **THE JUNGLE BOOK** [8/6 J]
SA/SO: 10.30⁰
- **THE MAN WHO KNEW INFINITY** [12/10 J]
FR/SO/DI: 13.20-SA: 11.00
SA/MO/MI: 18.10^{Eid/ff}
- **SA/MO/MI: 13.20-SA: 11.00⁰**
- **BAD NEIGHBORS 2** [12/10 J]
FR/MO/DI: 13.30
FR-SO/DI/MI: 16.00/18.15/
20.45-FR/SA: 22.45
SA/SO: 12.30-MO: 15.30/17.30⁰
- **THE FIRST AVENGER - CIVIL WAR - 3D** [12/10 J]
14.20/17.20/20.20
FR/SA: 23.20⁰
21.00-FR/MO/DI: 14.00
FR/SA: 22.30^{Eid/ff}
- **X-MEN: APOCALYPSE - 3D** [12/10 J]
14.15/17.15/20.15
FR/SA: 23.15-SA/SO: 11.15^{Eid/ff}
14.30/17.30/20.30
FR/SA: 23.30-SA/SO: 11.00⁰
- **HOW TO BE SINGLE** [14/12 J]
15.45/20.30-FR/SA: 23.00⁰
- **A HOLOGRAM FOR THE KING** [14/12 J]
20.15-FR/SA: 0.00^{Eid/ff}
- **KUNG FU PANDA 3 - 3D** [0/0 J]
SA/SO: 10.20⁰
- **THE JUNGLE BOOK - 3D** [8/6 J]
SA/SO: 10.40-SA/SO/MI: 13.00⁰
- **Opera - Metropolitan Opera New York: DIE ZAUBERFLÖTE** [0/0 J]
MO: 20.00^E

PATHÉ PLAZA

Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **X-MEN: APOCALYPSE** [12/10 J]
14.00/17.00/20.00
FR/SA: 23.00⁰

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **THE MAN WHO KNEW INFINITY** [12/10 J]
14.30/17.00^{Eid/ff}
- **THE JUNGLE BOOK - 3D** [8/6 J]
18.00-FR/MO/MI: 15.00⁰
- **X-MEN: APOCALYPSE** [12/10 J]
FR-DI: 20.00⁰
- **X-MEN: APOCALYPSE - 3D** [12/10 J]
FR-DI: 20.45^{Eid/ff}

KITAG CINEMAS

Männerabend: WARCRAFT: THE BEGINNING - 3D
MI: 20.00^{Eid/ff}

- **KITAG CINEMAS Ladies Night: ALICE IM WUNDERLAND: HINTER DEN SPIEGELN - 3D** [12/10 J]
MI: 21.00^{Eid/ff}

STADTKINO

Klosterstrasse 5 stadtkinobasel.ch

- **WILD** [16/14 J]
FR: 18.30⁰
- **DIAL M FOR MURDER** [12/10 J]
FR: 21.00-SO: 18.00^E
- **VERGINE GIURATA** [16/14 J]
SA: 15.15-MO: 19.00^{Ov/d}
- **THE MAN WHO KNEW TOO MUCH** [12/10 J]
SA: 17.15^{Eid}
- **JAWS** [16/14 J]
SA: 19.45^{Eid}
- **THE SPANISH PRISONER** [14/12 J]
SA: 22.15^{Eid/ff}
- **TITO AMONG THE SERBS FOR THE SECOND TIME** [13/16 J]
SO: 14.00^{Ov/ff}
- **SHUTTER ISLAND** [13/16 J]
SO: 15.15^{Eid/ff}
- **PSYCHO** [12/10 J]
SO: 20.15^{Eid}
- **MARBLE ASS** [12/10 J]
MO: 21.00^{Ov/d}
- **LE FILS DE JOSEPH** [12/10 J]
MI: 18.15^{Id}
- **MEN AT WORK** [12/10 J]
MI: 22.00^{Ov/ff}

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16 kitag.com

- **SPOTLIGHT** [12/10 J]
14.15/17.15/20.15^{Eid/ff}

FRICK MONTI

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **X-MEN: APOCALYPSE - 3D** [12/10 J]
FR-MO: 20.15⁰
- **ANGRY BIRDS - DER FILM - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 15.00-MI: 13.30⁰
- **THE JUNGLE BOOK - 3D** [8/6 J]
SA: 17.30⁰
- **LA FAMILLE BÉLIER** [8/6 J]
SO: 10.00^{Ov}
SONNTAGS-MATINÉE MIT GESANG (MÄNNERCHOR FRICK), KINO UND APERO
- **ZOOMANIA - 3D** [6/4 J]
SO: 13.00⁰
- **HEIMATLAND** [14/12 J]
SO: 17.00⁰

LIESTAL ORIS

Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **ANGRY BIRDS - DER FILM - 3D** [6/4 J]
FR: 18.00-SA/SO: 15.45⁰
- **ANGRY BIRDS - DER FILM** [6/4 J]
SA/SO: 11.00-MO/DI: 18.00
MI: 16.30⁰
- **X-MEN: APOCALYPSE - 3D** [12/10 J]
FR: 20.15-SA: 20.45⁰
- **X-MEN: APOCALYPSE** [12/10 J]
SO: 20.45-MO/DI: 20.30⁰
- **THE JUNGLE BOOK - 3D** [8/6 J]
SA/SO: 13.30⁰
- **THE JUNGLE BOOK** [8/6 J]
MI: 14.00⁰
- **THE FIRST AVENGER - CIVIL WAR - 3D** [12/10 J]
SA: 17.45⁰
- **THE FIRST AVENGER - CIVIL WAR** [12/10 J]
SO: 17.45⁰
- **A HOLOGRAM FOR THE KING** [14/12 J]
MI: 20.15⁰
LADIES NIGHT

SPUTNIK

Poststr. 2 palazzo.ch

- **JULIETA** [12/10 J]
20.15-FR-MO: 18.00^{Sp/d}
- **JOURNEY IN SENSUALITY** [16/14 J]
SO: 11.00^{Ov/d}
- **HEAVENLY NOMADIC** [0/0 J]
SO: 15.30^{Ov/d}
- **A MAN CALLED OVE** [12/10 J]
DI/MI: 18.00^{Schwed/d}

SISSACH PALACE

Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **ALFONSO / WANDELZEIT**



Auf dem Rasen auffallend gut, auf der Gasse nur auffällig: George Best. FOTO: KEYSTONE

Kultwerk #231

George Best brillierte auf dem Rasen und scheiterte privat spektakulär. Am 22. Mai wäre der ManU-Star 70 geworden.

Der erste Popstar des Fussballs

von Andreas Schneitter

Beckham? Ach was. Der erste Popstar des Fussballs stammt aus Nordirland, war nie an einer WM zu sehen und beendete seine Karriere früh, um danach im Leben auf ganzer Linie zu scheitern. George Best hiess er, und der Beste ist er für viele britische Fussballfans bis heute geblieben.

Zu Bests Zeit gab es weder ausgeklügelte Taktik noch massgeschneiderte Ernährungsprogramme. Im heutigen Fussball würde einer wie er untergehen, aber sein Jahrzehnt waren die Sechziger: Fussballer konnten ungeniert rauchen und bechern, gleichzeitig aber brachten Popkultur und Massenmedien bereits eine Form von Starstatus hervor, die zuvor unbekannt war.

In die Wiege gelegt wurde ihm die Voraussetzung nicht. Der Sohn eines Hafenarbeiters war ein Leichtgewicht, was im Fussball ein Nachteil war. So blieb ihm nur seine Technik – und die war überragend.

Best war ein Wunderkind, das mit 17 Jahren sein Debüt bei Manchester United gab. Zwei Wochen später schoss er sein erstes Tor, zweimal wurde er britischer Meister, am Ende seiner zehn Jahre bei «ManU» hatte er in 446 Spielen 178 Tore geschossen. 1968 war sein Annus Mirabilis: Gewinn des Europapokals der Landesmeister, der Vorläufer der Champions League, die Ehrung zum Europäischen Fussballer des Jahres, Torschützenkönig der englischen Liga.

Der fünfte Beatle

Ausgerechnet 1968. Best war mehr als ein grosser Künstler auf dem Rasen. Während seiner Glanzjahre groovten die Sixties so frei wie Best über die Flanken und durch den gegnerischen Strafraum. Besonders als Dribbler hochbegabt, verschmolz seine technische Raffinesse mit der Aura des Freigeistes mit langen Haaren. «Fünfter Beatle» wurde er genannt, er kaufte sich Nachtclubs und Modeboutiquen, in beide schaute er gerne selbst rein.

Best sah gut aus, und er genoss es: Nach 1968 sah man ihn öfter mit verschiedenen Missen tief in der Nacht als morgens beim Training. «Wäre ich hässlich, hättet ihr nie etwas von Pelé gehört», lautet einer seiner vielen kernigen Sätze. Vielleicht wahr. Wäre Best Fussballer geblieben, hätte er das Spiel noch über Jahre bestimmen können. Doch trat er mit nur 26 Jahren zurück, hoch verschuldet und bereits dem Alkohol verfallen. Es folgten 30 Jahre Niedergang. Best verfiel vor den Augen der Öffentlichkeit.

Grösser als das Spiel

Doch in seinen besten Jahren war er grösser, wichtiger als das Spiel. 1970 drehte der deutsche Regisseur Hellmuth Costard einen abendfüllenden Film über Best, der als Meditation in fussballerischer Eleganz gedacht war: Während eines gesamten Spiels fokussierte er einzig auf den Spieler mit der Nummer 11: Dribblings, Pässe, Traben und minutenlanges Herumstehen. Die Tore, die Spielzüge – all das verlor an Bedeutung, wenn Best auf der Höhe war. «Fussball wie nie zuvor» hiess der Film.

Wie sehr sein Untergang zum Mythos beigetragen hat, darüber wird bis heute gestritten. Verehrt wurde er in der Popkultur weit über sein Karrierende hinaus, wovon etwa das Debütalbum der Band The Wedding Present zeugte, das seinen Namen trug.

«So wie ich auf dem Platz jeden übertreffen wollte, wollte ich auch jeden übertreffen, wenn wir in der Stadt unterwegs waren.»

Eingegangen in die Alltagskultur sind in erster Linie seine sarkastischen, zum Nihilismus neigenden Bilanzsätze über ein Leben, auf dessen kurzen Glanz ein langer Schatten folgte. «Ich habe viel von meinem Geld für Alkohol, Weiber und schnelle Autos ausgegeben. Den Rest habe ich einfach verprasst», ist der bekannteste, den Rest kann man in der Autobiografie nachlesen, die drei Jahre vor Bests Tod erschien.

«Blessed» nannte er das Buch mit etwas Wehmut, denn neben vielen saftigen Anekdoten fand sich darin auch der bittere Blick: «Ich wurde mit grossem Talent geboren, und manchmal hat ein solches Talent auch einen zerstörerischen Charakter. Genauso wie ich auf dem Platz jeden übertreffen wollte, wollte ich auch jeden übertreffen, wenn wir in der Stadt unterwegs waren.»

Die Einsicht blieb ohne Wirkung. Im November 2005 starb er an Nierenversagen, nachdem mehrere Organe durch den Suff ruiniert waren. An seine Beerdigung in Belfast kamen 100 000 Menschen. «Don't die like me» waren seine letzten öffentlichen Worte.

tageswoche.ch/+049jb

×



Zeugnisse aus dem Bandenleben einer Basler Halbstarkengang.

STAATSARCHIV BASEL, DOSSIER : PD-REG 8a 1 (1) 5 «BANDEN-APACHEN»

Zeitmaschine

Schon vor 100 Jahren verdarben Bücher und Kino die Jugend. Basler Jugendliche begannen Gangster zu spielen.

Die Apachen von Basel

von Hans-Jörg Walter

A bendblatt, «Die Ostschweiz», Nr. 116, 18.5.1916: «Das Basler Strafgericht verurteilte eine vierköpfige Apachengesellschaft im Alter von 18 bis 20 Jahren, die seit Ende 1915 bis Mitte Februar 1916 in vierzehn Fällen Einbrüche und andere Diebstähle verübte, zu Gefängnisstrafen von sechs bis neun Monaten. Ein fünfter Komplize wurde der Vormundschaftsbehörde überwiesen. Die Burschen hatten, angeregt durch Detektiv-

geschichten und Kinobesuche, einen regelrechten Apachenklub mit Statuten, Wapen, äussern Erkennungszeichen, Handgeübde und Treuschwur gegründet und die Diebstähle im Komplott begangen, wobei stets ein scharfgeladener Revolver mitgeführt wurde.»

Dieses Fundstück einer durchsurften Nacht hat uns neugierig gemacht. Danach haben wir ein bisschen recherchiert und haben schliesslich im Staatsarchiv Basel die entsprechende Polizeiakte gefunden, gefüllt mit Fotos, Verhörprotokollen und

sogar einer Maske, mit der der ein Verbrecher in den Langen Erlen Passanten überfallen hat.

Stehen Sie auf Krimis? Dann gehen Sie in den Lesesaal des Staatsarchivs und erleben kleine Verbrechen vergangener Tage. Einfach vorher das Dossier PD-REG 8a 1 (1) 5 «Banden-Apachen» bestellen. Spannender als jeder «Tatort».

tageswoche.ch/+w8stj

Barocke Gebäude, weite Plätze, ein immenses Kulturangebot und die berühmte Kaffeehauskultur machen einen Aufenthalt in Salzburg zu einem wahren Genuss.

Mozartkugeln in der Barockstadt

von Franziska Siegrist

Zu Fuss erreichen wir die Altstadt durch den in den Fels gehauenen Tunnel beim Sigmundstor und gelangen als Erstes zur Pferdeschwemme, einem prunkvollen Brunnen von der Grösse eines Schwimmbeckens. Durch diesen wurden früher die Pferde getrieben, um sie vom Staub der Strasse zu reinigen, bevor sie die Stadt betraten.

Pferde gibt es auch heute noch. Die traditionellen Fiaker, die ursprünglich dem Warentransport dienten und als Verkehrsmittel ausschliesslich dem Erzbischof vorbehalten waren, befördern heute Touristen. Der samstägliche «Grünmarkt» am Universitätsplatz bietet alles, was im Salzburger Umland produziert wird, vom Schinken bis zum Käselaib, von Salatköpfen bis zu Radieschen grösser als Tischtennisbälle, und natürlich von der Marillenmarmelade bis zum Topfenstrudel.

Wir bewundern die Barockfassaden, die kunstvollen Brunnen und die Weite der Plätze. Die Fürsterzbischöfe liessen von den angesehensten Architekten ihrer Zeit repräsentative Prunkbauten erstellen. Das Domquartier mit der Bischofsresidenz zeugt noch heute davon. Vor dreihundert Jahren erhielt dieser unüberschaubare Gebäudekomplex mit 180 Räumen seine heutige Form. Die Ursprünge gehen aber bis ins 7. Jahrhundert zurück.

Wasser sprudelt zum Glockenspiel

Besonders eindrücklich sind der Dom mit seiner mächtigen Kuppel und der frühbarocken Fassade sowie der Residenzplatz, für dessen Bau 55 mittelalterliche Bürgerhäuser abgerissen wurden. Mitten auf dem Platz sprudelt Wasser über die Becken eines prächtigen Brunnens. Passend zur Szenerie erklingt dreimal täglich das Glockenspiel vom Turm der neuen Residenz. Wer eine Übersicht über die verwinkelten Gassen gewinnen will, steigt zur Festung Hohensalzburg hinauf und staunt über die Ausdehnung der Residenzanlagen.

Der Residenzplatz wird rege für kulturelle Veranstaltungen genutzt. Am warmen Auffahrtswochenende besetzen Touristen wie Einheimische die Festbänke vor der eigens aufgebauten Bühne und erfreuen sich am abwechslungsreichen Programm des Festivals der Blasmusik. Im Rahmen der berühmten Salzburger Festspiele wird im

Sommer über mehrere Wochen ein reichhaltiges Kulturprogramm angeboten.

Natürlich darf in der Musikstadt Salzburg auch ein Besuch in Mozarts Geburtshaus nicht fehlen. Beeindruckt wandle ich durch das historische Gebäude, betrachte Bilder, Musikinstrumente und Manuskripte und stelle mir vor, wie Salzburgs Wunderknabe hier seine Kindheit verbrachte und der Geige erste Klänge entlockte.

Entspannen beim Einspänner

Das Ladengeschäft im Erdgeschoss mag auf den ersten Blick befremden, doch offenbar gab es hier schon zu Mozarts Zeiten einen Lebensmittelladen. Übrigens haben noch heute alle Geschäfte in Salzburgs Altstadt stilvolle schmiedeeiserne Schilder anstelle von Leuchtreklamen.

Nun wird es Zeit, der österreichischen Kaffeekultur zu frönen. Wir wählen dafür das Café Tomaselli am alten Markt, möglicherweise das älteste Café Österreichs. Vom Herrn Ober im Smoking und der Kuchendame mit der weissen Schürze werden wir stilvoll bedient. Letztere balanciert

ein Silbertablett mit einem unwiderstehlichen Tortenangebot von Tisch zu Tisch. Wir fühlen uns tatsächlich in die vor hundert Jahren zu Ende gegangene Kaiserzeit versetzt und bestellen einen «Einspänner» und ein «Häferl mit Schlag».

tageswoche.ch/+bbdi2

×

Bürgerlich unterkommen

Landgasthof Grünauerhof in Wals. Im gutbürgerlichen Familienbetrieb wird man fürstlich bedient, samt Wellnessanlage. Etwa zehn Kilometer ausserhalb der Stadt, nur mit Privatauto oder Taxi erreichbar.

Fürstlich naschen

Die original Salzburger Mozartkugeln vom Café Konditorei Fürst sollen gemäss Insidern die besten sein.

Kaiserlich schlürfen

Das Café Tomaselli lädt seit der Kaiserzeit am heutigen Standort zu Kaffee und Kuchen.



Hoch über dem Residenzplatz thront die Festung Hohensalzburg.

FOTO: F. SIEGRIST

Kreuzworträtsel

der "Berg" ist kl. Basler Einkaufsstrasse	grosse Wildkatze	bei dem des Propheten	6	dieser Park in Riehen	elektr. Gerät für Datenübertragung	Ansehen dank heldenhafter Taten	die Sonne ist einer	Teil des Oberkörpers	8	hoch gelegene Federwolke	dort finden jetzt Schweizer Weintage Basel statt
					Musikwerk mit religiösem Stoff						
chem. Zeichen f. Argon		Epos v. Homer		grosse dt. Partei			Doppelvokal	Internet adresse v. Mauretanien		damit wird Milan Fussballclub	
					unbeugbar fest				selten ein Räuber der Meere		
man sagt auch Altertum	1	kurze Ladeeinheit		Vorort v. Luzern	10			Eishockeyaner brauchen einen			
lichter Wald								Islamischer Staat, kurz		Fluss in Sibirien	
was Sportler oft tragen		bibl. weibl. Vorname		Gewässer				tanzen Brasilianer sehr gerne	Ausruf des Entzückens	7	
										5	
Young ...: bis 23.5. in der Rosentalanlage	er besucht Basel für kürzer oder länger		schlussfassende Gruppe					war berühmter Basler Mediziner	man knetet ihn	Gebiet der Arabischen Halbinsel	
			3						das zwischen Bergen		
dort ist Tunis Hauptstadt		Nebel, zu drei Fünfteln		eingedickter süsser Fruchtsaft		macht der Arzt im Spital bei Patienten	dunkles Vorgefühl, von hinten gesehen	fröhliches Hornsignal	dieser Hintersee (einst Ski)	Kürzel für Europ. Rechnungseinheit	
							griech. Muse der Unterhaltung				2
unentschieden						er besteht aus Abfällen			Abk. für Grundbuchamt		die Ponte Vecchio (Florenz) führt über ihn
							gegen (was auch immer)			im Ruhestand, nur kurz	
Landschaft in Russland		A.g.s. = Monat			Getreide	9			einer aus der Familie der Hirsche		
Malfarbe f. Künstler			4				Aussehen, Fluidum		eins, im Tessin		

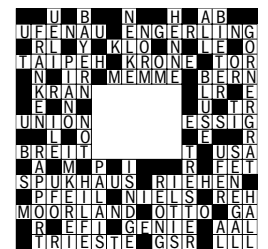
HIER
KÖNNTE
IHR INSERAT
STEHEN

Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER

Sie haben es gefunden, unser Kreuzworträtsel. Wir hoffen,
Sie werden auch das Lösungswort finden. Wenn nicht: üben, üben, üben.
Lösungswort der letzten Woche: BASELSTADT



Auflösung der Ausgabe Nr. 20

Impressum

TagesWoche
6. Jahrgang, Nr. 21;
verbreitete Auflage:
36 750 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Christian Degen
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig
(Stv. Chefredaktorin),
Amir Mustedanagic
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Tino Bruni (Produzent),
Mike Niederer (Produzent),
Hannes Nüsseler (Produzent),

Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Renato Beck, Yen Duong,
Naomi Gregoris,
Christoph Kieslich,
Marc Krebs,
Felix Michel,
Matthias Oppliger,
Jara Petersen (Praktikantin)
Jeremias Schulthess,
Dominique Spigri,
Samuel Waldis
Redaktionsassistent
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Anthony Bertschi,
Carol Engler

Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektur
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Verlag und Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Anzeigenverkauf
COVER AD LINE AG
Tel. 061 566 10 00,
info@coveradline.ch

**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

12.5-ZIMMER-WOHNUNG SUCHT GROSS-WG

WO?

Basel, direkt am Erlenmattpark

WAS?

260m², 4. Stock, 2 Zwei-Zimmer-Einheiten, 6 Ein-Zimmer-Einheiten, 3 Bäder, grosser Koch-Ess-Bereich, 2 Wohnbereiche, 1 Balkon, Laube

WIE?

Urban, genügsam, gemeinschaftlich, nachhaltig, durchmisch, neu, barrierefrei

WANN?

Info-Abende: 21. Mai, 1. Juli, 1. September, 1. November

Bewerben ab November 2016, Einzug ab Herbst 2017

COUCHTISCH

95 cm x 95 cm, 30 cm hoch, dunkles Holz, Metallfüsse, 2 Schubladen und Ablagefläche unter der Tischplatte, abzugeben für Fr. 27.-.

SCHÖNES DAMENRAD FÜR FR. 150.-

Schönes türkis-weisses Damenrad mit einer 5-Gang-Nabenschaltung. Das Rad tut zuverlässig seine Dienste. Bremsen (Vorderbremse und Rücktritt), Schaltung und Licht funktionieren. Ausserdem hat es ein praktisches integriertes Bügelschloss und eine Handpumpe. Die Räder sind 28 Zoll und die Schwalbe-Marathon-Reifen sind noch in sehr gutem Zustand.

LEGO STAR WARS

Star-Wars-Sticker, Buch & Steine, Action Box abzugeben für Fr. 9.-. Im Buch & Steine fehlt ein Teilchen (welches aber nur aussen angebaut werden muss, es kann trotzdem alles gebaut werden). Gesellschaftsspiel Star Wars abzugeben für Fr. 9.-.

KOMMODE

85 cm x 40 cm, 88 cm hoch, auf Rollen, am seitlichen Metallgitter können Haken u.ä. angebracht werden, abzugeben für Fr. 36.-.

GEPFLEGTES HERKULES «TENERIFFA» DAMENRAD

Wunderschönes Herkules Damenrad, Modell Teneriffa, in Top-Zustand! Es wurde stets gepflegt und gewartet und befindet sich daher optisch wie auch technisch in einem sehr ansprechenden Zustand. Die Bremsklötze sind so gut wie neu. Schaltung (3-Gang Sachs Torpedo mit Daumenschalter) und Licht funktionieren ebenfalls einwandfrei. Die Räder sind 28 Zoll. Der Fahrradkorb sowie die Handpumpe hinter dem Sattelrohr sind natürlich inklusive.
Preis Fr. 240.-

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

HAUSHALTSHILFE GESUCHT

Ich suech e Dame, wo sich uskennt in Sache Huusarbeite (staubsuge, bodeufzieh, fänschterputze etc.) kei Angscht, ich bisse nid und min Kater au nid! Söttsch dich verstoh mit dr Chatz.

IKEA BONDE-SCHRÄNKE/ SCHRANKWAND HELL

3 Bonde-Schränke, je 72 cm breit, 220 cm hoch, mit insgesamt 5 Glastüren, abzugeben für Fr. 45.-.

PUTZKRAFT

Wir suchen in Reinach eine Putzkraft für 2 Stunden pro Woche, immer Freitag vormittags.
Fr. 50.-/2 Std.

AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

Post CH AG

TagesWoche
Neue Medien Basel AG
Gerbergasse 30, 4001 Basel
Redaktion: 061 561 61 80
Abo: 061 561 61 61
tageswoche.ch



ANZEIGE



Puma Basic Crew T-Shirt
Gr. S-XL, 100% BW,
2x schwarz
oder 2x weiss

2er-Pack

17.90

Konkurrenzvergleich
29.90



F2 Longboard
Kugellager aus
Carbon-Stahl, div. Farben

Fatpipe Unihockey-Stock
div. Modelle,
IFF Zertifiziert

FAT PIPE

19.90

Konkurrenzvergleich
29.90



79.-

Konkurrenzvergleich
129.-

Sneaker Socken
Gr. 35/38-43/46,
in Weiss und
Schwarz erhältlich

8.90

Preis-Hit



9.90

Preis-Hit



je 3er-Pack



7.90

Preis-Hit

Converse All Star OX
div. Grössen
und Farben

je
59.-

Konkurrenzvergleich
79.90



CONVERSE

Riesenauswahl. Immer. Günstig.

ottos.ch